

*the  
region  
of*

Y MAG - N° 03 - SCHWYZ

Y

*Schwyz*

Y  
N° 03

Y-MAG

*Schweyz*

---

N° 03



Erste Zeichen des Winters  
am Lauerzer See – wie sie  
der morgendliche Jogger  
kennt.  
FOTO: Stefan Zürrer

# LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,



Andreas Lukoschik

**D**er Schwyzer schätzt Prof.essionalität. Das hat für dieses Heft zur Folge, dass gleich vier Prof.'s zu Wort kommen: Prof. Roland Siegwart – über Roboter und seine Heimat Schwyz. Prof. Klaus Draenert – über die Fertigung medizintechnischer Produkte in Brunnen. Prof. Walter Kälin aus Einsiedeln – über seine Arbeit für die UNO. Prof. Klaus-Michael Kühne aus Schindellegi – über seine Stiftung, logistische Netzwerke und den Fussballer Rafael van der Vaart.

Der Schwyzer ist ein Mensch, der die Dinge, die er sieht, gern beim Namen nennt. Deshalb haben wir den Rubriken, die bislang mit herrlichen Fotos von Stefan Zürrer und mit „my“ begannen, die Namen der Bezirke gegeben, die auf den Fotos gezeigt werden und aus denen die jeweiligen Artikel stammen.

So finden Sie in diesem Heft eine Sage aus der March, mundartlich erzählt von Rosa Schuler-Schwendeler, einer Märchlerin.

Aus Einsiedeln gibt es eine Geschichte aus dem neuen Klosterarchiv und ein Gespräch mit dem bereits erwähnten Prof. Kälin.

Aus den Höfe berichten wir über die Meister Schmuck AG und über Prof. Kühne. Von dort meldet sich auch unsere aktuelle Kolumnistin Maya Lalive zum Thema „Europa“ zu Wort.

Aus dem Bezirk Schwyz, lassen wir die Professoren Siegwart und Draenert zu Wort kommen, berichten über eine höchst innovative Möbelfabrik in Muotathal und erklären woher die „Twärenen Räu“ ihren Namen hat.

Überdies porträtieren wir den Mann, der für die ersten drei Ausgaben des Y-Mag die wundervollen Landschafts- und Naturfotografien geliefert hat – Stefan Zürrer.

In Küsnacht spielt – passend zur Jahreszeit – der Bericht über das „Chlausjagen“.

Und in der „Republik Gersau“ machten wir eine wunderbare Entdeckung: Wir fanden dort die einzige Seidenspinnerei Europas. In fünfter Generation betrieben von den Geschwistern Camenzind.

Wir freuen uns, als Illustratorin Maren Esdar gewonnen zu haben, die sonst für Annabelle, VOGUE, Madame und das New York Times Magazine arbeitet.

Weil Schwyzer grosszügige Zeitgenossen sind, finden Sie, liebe Leserin, lieber Leser, am Ende vieler Artikel einen Geschenktipp für Dinge, die Sie nur im Kanton Schwyz erwerben können. Die meisten zumindest. Sie sollen für all jene eine Inspiration sein, die schöne Geschenke fürs Weihnachtsfest suchen ....

In diesem Sinne wünschen Ihnen alle Autoren eine Adventszeit voller Wunder und viel Schnee. Einen wunder-vollen Advent eben. 🍷

# INHALT

## SCHWYZ

### 10 „Der Aussenminister der Eidgenössisch Technischen Hochschule (ETH) kommt aus Schwyz“ *oder*

Warum Prof. Roland Siegwart es liebt, in Schwyz zu leben.

### 16 „Medizin made in Brunnen“ *oder*

Wie eine Familie in München wegweisende Medizintechniken erforscht – und in Brunnen produziert.

### 20 „Wild. Echt. Urchig“ *oder*

Hightech aus Muotathal.

### 24 „Woher die Twärenen Räui ihren Namen hat“

### 26 „Der Bildermacher“ *oder*

Wer hinter den fantastischen Naturfotografien der ersten Y-Mag-Ausgaben steckt.

### 30 „Kantonesisches“

– diesmal: „Sirte“. Das trinkt der Hirte nach der Arbeit.

## MARCH

### 34 „Muettäseyli“ eine Geschichte in Märchler Mundart von Rosa Schuler-Schwendeler.

## EINSIEDELN

### 38 „Das neue Klosterarchiv“ Eine Geschichte so wie sie sich zugetragen haben könnte.

### 42 „Er kämpft der Menschen Recht“ *oder*

Was Prof. Walter Kälin als „Vertreter des UNO Generalsekretärs für Binnenvertriebene“ während seiner Amtszeit erlebte.

## HÖFE

### 50 „Prof. Klaus Michael Kühne über seine Stiftung und warum er dem HSV Rafael van der Vaart vermittelt hat“

### 56 „Die Meister-Klasse“ *oder*

Was hinter der Fassade der Wollerauer Schmuckwerkstätte passiert.

### 60 „Europa – eine Frau mit Weitblick“ Maya Lalive's Sicht auf Europa in unserer Kolumne.

## KÜSSNACHT

### 66 „Das Küssnacher Chausjagen“ *oder*

Warum am 5. Dezember ganz Küssnacht auf den Beinen ist.

## GERSAU

### 74 „Die spinnen doch!“ *oder*

Warum die Gersauer Seidenspinnerei Camenzind eine Entdeckung ist.

 WER MEHR ÜBER DEN KANTON ERFAHREN MÖCHTE BEKOMMT ES HIER:  
Amt für Wirtschaft  
Bahnhofstr. 15  
CH 6431 Schwyz  
Bestellungen des Magazins bitte ebenfalls an diese Adresse richten.



# IMPRESUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Chef des Amtes für Wirtschaft, Schwyz

KONZEPTION & REALISATION: Amadeus AG, Schwyz

CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker München

ART DIRECTION: Florian Fischer

MITARBEITER AN DIESER AUSGABE: Nathalie Henseler, Hanjo Seißler, Prof. Dr. Roland Siegwart, Prof. Dr. Klaus Draenert, Dr. Yvette Draenert, Paul von Rickenbach, Rosa Schuler-Schwendeler, Pater Dr. Gregor Jäggi, Dr. Andreas Kränzle, Prof. Dr. Walter Kälin, Prof. Klaus-Michael Kühne, Fabian Meister, Maya Lalive, Andreas Meyerhans, Nicole und Mathias Camenzind Stefan Zürrer (Fotos), Maren Esdar (Illustrationen)

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y-Mag, Hauptplatz 10, 6430 Schwyz

DRUCK: Gutenberg Druck AG; Lachen

NACHTRAG: Im Y-Mag 2 stammten die Photos für den Artikel über Dr. Käppeli, den Konsul von Laos, von dem Zürcher Fotografen Christian Scheifele. Durch ein technisches Versehen, fehlte sein Name bei den Fotos.



Auf der Rigi. Gesehen morgens aus dem Fenster des Hotel „Rigi Kulm“. FOTO: Stefan Zürrer

# Gschweyz

Der Lauerzer See mit dem  
Restaurant „Schwanau“.  
In dem Turm befand sich  
früher ein Vertiess, heute  
kann man dort gut essen.  
FOTO: Stefan Zürer



Professor Dr. Roland Siegwart, Vizepräsident der ETH Zürich und Schwyzer aus Überzeugung.

ILLUSTRATION: Maren Eshtar

## DER AUSSENMINISTER DER ETH ZÜRICH ... ... LEBT IN SCHWYZ

WARUM EINE WELTWEIT FORSCHENDE  
KAPAZITÄT FÜR ROBOTIK AUS  
ÜBERZEUGUNG IN SCHWYZ LEBT

von Andreas Lukoschik

**H**ier ist er aufgewachsen. Hier fühlt er sich wohl. Im Laufe seines Lebens hat er an vielen Orten der Erde gelebt – von Kalifornien bis Lausanne. Doch ist er immer wieder zurückgekehrt nach Schwyz. Warum? „Weil es hier ein bisschen aussieht wie im Paradies!“ Und, weil es seine Heimat ist. Er, das ist Roland Siegwart. Professor an der ETH, weltweit anerkannte Koryphäe im Bereich der Robotik, Vizepräsident der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich (ETH) für Forschung und Wirtschaftsbeziehungen, ihr „Aussenminister“ und und und. Kurzum: Ein spannender Gesprächspartner für das Y-Mag.

? Lieber Professor Siegwart, können Sie mir erklären, was ein Professor für Robotik macht? Aber bitte in bäuerlich einfachen Worten, damit ich es auch verstehen kann.

! (Lacht, was er überhaupt während des Interviews gerne tut) Wir erforschen und entwickeln Systeme, die zum einen über Sensoren Wahrnehmungen haben – wie der Mensch zum Beispiel über die Augen oder den Tastsinn. Die zum anderen die Informationen der Sensoren in einen Computer einspeisen. Und die zum Dritten das Ergebnis der Computerberechnungen in Aktoren – also aktive Motoren – schicken, die dann auf die Umgebung einwirken. So wie der Mensch mit seinen Muskeln.

Wenn Sie so wollen, ist schon ein Toaster ein sehr einfacher Roboter. Denn, wenn er messen kann, wie stark das Brot geröstet werden soll, dann ist da ein Sensor im Spiel und die Heizschlangen sind der Aktor. Allerdings bewegt sich der nicht. Die einfachste Form der Bewegung kann durch Räder geschehen. Sie kann aber auch durch Motoren geschehen, die ein Flugobjekt antreiben, das für die Feuerwehr in ein brennendes Gebäude reinfliegt, um zu schauen, ob sich in diesem Gebäude noch Menschen befinden. Sie sehen, die Einsatzmöglichkeiten der Roboter sind vielfältig.

? Wenn man das so hört, denkt man gleich an die amerikanischen Drohnen, mit denen die Amis ihren Hightech-Krieg führen. Und an die Arbeit der Marssonde. Arbeiten Sie auch an solchen Fragestellungen? Oder dürfen Sie dazu nichts sagen?

! Wir sind nur in Projekten involviert, über die wir auch sprechen. Forschung an Hochschulen sollte so offen sein wie möglich. Wir wollen neues Wissen generieren, das der gesamten Gesellschaft und der Industrie zur Verfügung steht. Insofern gibt es nichts Geheimes. Aber grundsätzlich halten wir uns aus klaren militärischen Projekten raus. Aus ethischen Gründen.

? Sie machen also Werkzeuge auf hohem Niveau?

! Ja, so kann man das nennen. Dabei geht es um ein grundlegendes Verständnis neuer Techniken. Zum Beispiel wie man das Bild einer Kamera auswerten kann, damit sich der Roboter ein Bild von einer Situation verschaffen kann. Für Menschen ist das ganz selbstverständlich. Wenn wir eine Türe sehen, dann wissen wir „das ist eine Türe, die kann man öffnen, hindurchgehen und sie verschliessen“. Für einen Roboter ist es ungeheuer schwierig eine Türe als solche zu erkennen. ➔

Damit er das Konzept „Tür“ wahrnehmen kann, braucht es erst einmal richtige Informationen von den Sensoren, was heute durch die Kameratechnologie gut leistbar ist. Aber dann braucht es die „Intelligenz“ eines Computersystems, das aus den Ecken und Kanten des Bildes eine Türe extrahieren kann und weiss: „Das ist eine Türe. Da kann ich vielleicht durch!“

Das ist nämlich der zweite Punkt, der geleistet werden muss: Dass nach dem Wiedererkennen der optischen Signale „Tür“ auch die damit verbundenen Möglichkeiten erkannt und genutzt werden können. Von dem Roboter. Selbstständig.

Das optische Erkennen der Tür hat man heute schon ganz gut im Griff. Aber was die Roboter-„Intelligenz“ mit einer Tür machen kann – um bei dem Beispiel zu bleiben – da ist man noch viel weniger weit. Denn eine Türe ist nur dann eine Türe, wenn man sie öffnen kann. Sonst ist sie vielleicht nur eine Wandvertäfelung. Oder ein Bild. Das sind die nächsten Schritte, an denen wir forschen und von denen wir hoffen, dass ein Roboter sie selbst erlernen kann – indem er sie ausprobiert. Denn er kann ja zur Türe fahren und versuchen, sie zu öffnen. Das machen Kinder übrigens genau so. Kinder nehmen alles in die Hand oder in den Mund und lernen so, um was es geht und wie man es nutzen kann.

? Dann geht es bei der Robotik also sehr stark um lernfähige Software?

! Ja. Aber es braucht eben auch die Hardware dazu. Ein Mensch ohne Hände kann nichts ausprobieren. Die Natur hat den Menschen so entwickelt, dass wir erst etwas spüren müssen – tasten zum Beispiel – um dann diesen Sinnesindruck zu verarbeiten und daraus eine Aktion abzuleiten.

Hardware und Software spielen sich also gegenseitig die Bälle zu. Beim Menschen wie beim Roboter, wobei ich das Wort „Intelligenz“ für die Software etwas hoch gegriffen finde. Ich bin da eher pragmatisch und meine, wir sollten das eigentlich nicht „Intelligenz“ nennen. Denn im Moment besteht das Programm der Roboter aus Algorithmen, die der Mensch programmiert hat, um dem System eine Reaktion auf die sensorischen Informationen zu ermöglichen. „Intelligenz“ ist jedoch verbunden mit Kreativität. Und da sind wir – glaube ich – noch sehr weit

entfernt, überhaupt zu verstehen, was Kreativität ist. Ich finde auch nicht, dass Roboter kreativ sein müssen. Roboter sollen – wie Sie gesagt haben – Werkzeuge sein, die uns gewisse Aufgaben abnehmen und da zum Einsatz kommen, wo es Gefahrenpotential für den Menschen gibt. Das kann bei der Produktion in der Industrie sein, es kann aber auch auf dem Mars sein, in grossen Tiefen des Meeres oder an Brandherden. Doch weil sie dabei oftmals sehr weit weg agieren und man sie nicht immer fernsteuern kann, müssen sie eine gewisse Selbständigkeit haben.

? Wo stösst die Robotik zur Zeit noch an Grenzen?

! Was wir heute schon können, ist, einen Roboter durch eine aufgenommene Karte bestimmte Wege fahren zu lassen – ohne GPS Informationen. Nur durch den Vergleich von gespeicherten und aktuell aufgenommenen Bildern.

Schon schwieriger wird es, wenn ein Roboter in Schwyz zuverlässig über den Hauptplatz fahren soll und zwar zu einem Zeitpunkt, an dem sich dort viele andere Fahrzeuge befinden und er sich dort selbst „zurechtfinden“ soll. Das ist ein hochkomplexer Vorgang. Denn da gibt es keine klaren Abgrenzungen, wo die Strasse aufhört und der Parkplatz beginnt.

Der Mensch erfasst das viel schneller, weil er sieht, wo die anderen Fahrzeuge fahren und sich anpasst. Eine solche Leistung ist für Roboter immer noch sehr schwierig. Wohingegen er in klar definierten Bereichen wie einer Industriehalle eine Palette so präzise abstellen kann, dass sie auf den Millimeter genau steht – womit wiederum der Mensch eher Mühe hat.

? Die Fahrzeugindustrie müsste doch eigentlich ein begeisterter Abnehmer für Ihre Forschung sein?

! Die Fahrzeugindustrie ist ein Paradebeispiel für den Einsatz von Robotik-Technologie. Die bauen allerdings erst Produkte in ihre Fahrzeuge ein, wenn sie absolut zuverlässig sind. Die können sich keine Risiken erlauben, weil sie sonst so und so viele Fahrzeuge zurückrufen müssen. Wir haben schon mit Daimler Benz gearbeitet und tun es jetzt intensiv mit Volkswagen.

? Was wird demnächst bei Fahrzeugen passieren?

! Was demnächst herauskommen wird, das weiss ich nicht, weil wir an der übernächsten Generation arbeiten. Wir arbeiten an einem von der EU geförderten Projekt zum Parkieren. Dabei geht es nicht um das Rückwärtseinparken, sondern um folgendes: Sie kommen morgens zu ihrer Firma auf den Parkplatz, steigen aus und dann fährt das Auto alleine weg und sucht sich selbständig einen Parkplatz. Das ist eine Technologie, die eigentlich für Elektrofahrzeuge konzipiert ist. Denn die müssen ja möglichst immer an der Steckdose sein. Und weil man nicht beliebig viele Steckdosen auf so einem Firmenparkplatz hat, müssen sich die Fahrzeuge untereinander absprechen, wer am Strom hängt, sich in Warteposition begeben, bis dasjenige, das gerade angeschlossen ist, voll aufgeladen ist, selbständig wegfährt, damit sich dem Wartenden der Zugang zur Steckdose öffnet.

Man könnte die selbsttätige Parkplatzsuche natürlich auch in öffentlichen Parkhäusern installieren, aber wenn es sich um öffentliche Areale handelt wird es immer etwas schwierig, weil sich dabei auch haftungsrechtliche Aspekte auftun. Aber solange es geschlossene Bereiche sind – wie bei einem Firmengelände – kann man sich das gut vorstellen.

? Bauen sich Männer, weil sie selbst keine Kinder kriegen können, solche kleinen mechanischen Wesen?

! (lacht) Ja, da mag was dran sein. Ich sehe das auch an unseren Studenten. Bei denen kommen Roboter sehr gut an. Das sind sich mehr oder weniger selbständig bewegende Maschinchen, die eine faszinierende Selbständigkeit entwickeln. Gerade wenn sich diese Maschine in einem Umfeld bewegt, in dem Überraschungen auftauchen – und dann diese Maschine mit dieser Überraschung umgehen kann.

Wenn sie zum Beispiel einen Roboter in einem Forschungsgebäude frei laufen lassen, dann wird er mit Situationen konfrontiert, die sie so gar nicht vorhergesehen haben, für die sie ihn aber hoffentlich so programmiert haben, dass er sinnvolle Entscheidungen trifft. Diese Entscheidungen basieren auf allen Informationen, die er aufgenommen hat und dem, was er gelernt hat. Zum Beispiel, ob er stoppen muss, weil da ein Hindernis ist. Ob er das Hindernis überwinden kann, indem er darüber steigt. Oder ob das eine

„Was demnächst herauskommen wird, das weiss ich nicht, weil wir an der übernächsten Generation arbeiten.“

Tür ist, durch die er weiterfahren kann, oder ob er gar nicht weiss, was da vor ihm liegt. Das ist schon sehr spannend und schon ein bisschen so, als ob man Kinder beobachtet, wie sie eine Aufgabe lösen. Ja, ich glaube Ihr Vergleich hat etwas (schmunzelt).

? Bei manchen Roboteraktionen hat man als Beobachter den Eindruck, dass da „Kunst“ nicht weit ist.

! Ja, wir sind mit einigen Künstlern in Kontakt. Aktuell arbeiten wir mit einer indischen Künstlerin zusammen, die ein aktives Bild macht, bei dem wir die kleinen Roboter herstellen, die durch das Bild wuseln.

Wir haben auch einmal ein Theaterstück gemacht – für drei Roboter und zwei Schauspieler. Es ging darin um die Frage, was Roboter in Zukunft tun werden und was wir Menschen. In dem Stück lebt ein Mann ein wenig isoliert mit zwei Robotern. Der eine ist ein Butler-Roboter und der andere ist – wie eine Katze – eine Art „Haustier“. Der Mann hat noch ein bisschen Kontakt zur Aussenwelt, wo er eines Tages eine Frau trifft, die ihn daraufhin besuchen kommt. Diesen Besuch plant er vorher genau mit seinen Robotern durch. Der Butler muss sich also aufstellen und der Mann erklärt ihm genau, wie er die Frau empfangen soll. Alles ist genau durchgeplant und dann kommt die Dame. Und es ist natürlich so, dass der Roboter alles genau so macht wie programmiert, nur dass die Dame nicht das tut, was der Mann erwartet hatte. Das gibt es im täglichen Leben ja auch (lacht). So sind dann Mann und Maschine gleichermaßen verwirrt, weil ☺

nichts nach Plan läuft. Die Quintessenz daraus ist, dass er sich einen Roboter als Frau baut. Für dieses Stück haben wir mit einem der letzten Automatiers der Schweiz zusammengearbeitet. Das war sehr schön und hat viel Spass gemacht.

? Ich habe vor einiger Zeit mit dem Direktor des Gottlieb Duttweiler Instituts, David Bosshard, gesprochen und ihn gefragt, warum denn nicht aus der Schweiz ein riesiger Think Tank für die unterschiedlichsten Fragen der Gegenwart und Zukunft gemacht würde. Sozusagen als Gegengewicht zu der starken Software-Konzentration an der Cote d'Azur. Was meinen Sie dazu?

! Ich behaupte ja, das wir da schon sind. Wenn man mal schaut, wo in Europa Innovationen entstehen, dann gibt es eine riesige Konzentration in und um die Schweiz herum. Wenn wir 100 Kilometer im Umkreis der Schweiz alles einbeziehen würden, dann haben wir bestimmt 30 Prozent der gesamten Wirtschaftskraft von Europa konzentriert. Stichwort: Mailand-München-Stuttgart.

Wir unterschätzen dabei, was wir für Bijoux an Firmen haben, bloss weil die nicht so präsent sind wie Google – obwohl die auch ihr Europa Headquarter in Zürich haben. Ausserdem haben wir nicht so einen grossen Markt wie in den USA. Auch wenn Europa mehr Menschen hat, kann man die beiden Regionen nicht vergleichen. Denn die Kulturen sind unterschiedlich, aber auch die Grenzen sind immer noch Hemmschwellen wenn man Vertrauen schaffen will für Produkte zum Beispiel. Wenn der Deutsche es gut findet, sagt der Grieche noch lange nicht ja. In den USA geht alles viel schneller.

? Ich würde mal dagegen halten, dass es in den USA aber nicht nur mit emotionaler Offenheit gegenüber Innovationen zu tun, sondern auch mit schlechterer Ausbildung. Die glauben einfach schneller, dass etwas gut ist, weil sie es nicht verstehen. Und auch gar nicht wollen.

! Ja, ja, da ist schon was dran (*lacht wieder*).

? Hat Schwyz eine besondere Qualität für Sie? Nicht nur, weil es für Sie Heimat ist?

! Auf jeden Fall. Ich reise viel durch die ganze Welt. Und je mehr ich reise, desto mehr merke ich, dass wir hier im Paradies leben. Deshalb hoffe

ich, dass die Schwyzer das auch vermehrt spüren. Wir müssen uns die Schönheit von Schwyz erhalten. Wir haben doch alles hier: Schönste Seen, perfekte Berge, fantastische Ausblicke. Dazu gehört, dass man etwas dafür unternimmt, dass es hier so bleibt. Besonders in der Raumplanung könnte man noch das eine oder andere verbessern. Das ist nicht einfach zu machen und braucht viel Energie, aber es lohnt sich. Ganz praktisch gibt es in Schwyz alles, was man sich wünscht, auf engem Raum. Vor allem für die Freizeit. Das ist sehr attraktiv.

Wir waren vor sieben Jahren für vier Monate mit der Familie in den USA. Da haben wir in einem schönen Quartier gewohnt, hatten einen Pool und andere Annehmlichkeiten. Sogar die Schule war nur etwa 400 Meter entfernt. Aber: Wir konnten die Kinder nicht zu Fuss in die Schule gehen lassen, sondern mussten sie fahren, weil es keinen Gehsteig gab. Für diese 400 Meter haben wir manchmal eine halbe Stunde gebraucht, weil alle Eltern ihre Kinder mit dem Auto in einem Riesenstau zur Schule brachten. Die Kinder konnten also immer nur etwas mit uns gemeinsam machen – eben weil sie sich nicht frei bewegen konnten.

In Lausanne war es auch schon eher so, dass man die Kinder aus Sicherheitsgründen fahren musste. Und hier in Schwyz gehen die Kinder im Sommer selbst in die Badi und im Winter selbst Ski fahren. Es ist alles um die Ecke und das ländliche Umfeld weckt bei den Kindern – wie auch bei den Eltern – das Vertrauen, sich hier selbständig bewegen zu können. In Schwyz geht jedes Kind ab dem Kindergarten völlig selbstverständlich zu Fuss zur Schule. Das sind Lebensqualitäten, die uns teilweise zu wenig bewusst sind. Und die wichtig sind, dass wir sie uns erhalten.

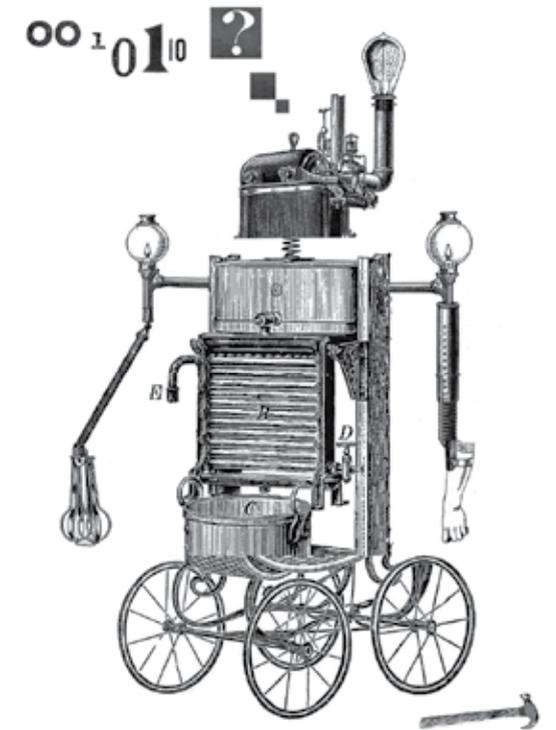
? Könnte man hier noch mehr „brain“ ansiedeln?

! In Brunnen entsteht ja bereits ein Innovationspark. Das ist ein guter Anfang. Aber was es auf jeden Fall braucht, sind Ausbildungstätten.

In Schwyz gibt es wirtschaftlich andere Qualitäten, die hier angesiedelt sind: Präzisionsfertigungen! Elsners Victorinox ist ein sehr gutes Beispiel. Wir haben hier Facharbeiter und Handwerker, die das von der Pike auf gelernt haben.



Der „Servier-Roboter“, der in dem Theaterstück mitspielte.



Man hat hier die Kette von hoch spezialisierten Leuten, die in diesem Bereich hervorragende Arbeit leisten. Ganz wichtig ist dabei auch der Arbeitsethos: Von der angelernten Person bis zum Techniker fühlen sich alle einem hohen Qualitätsgedanken verpflichtet. Das ist von hohem Wert.

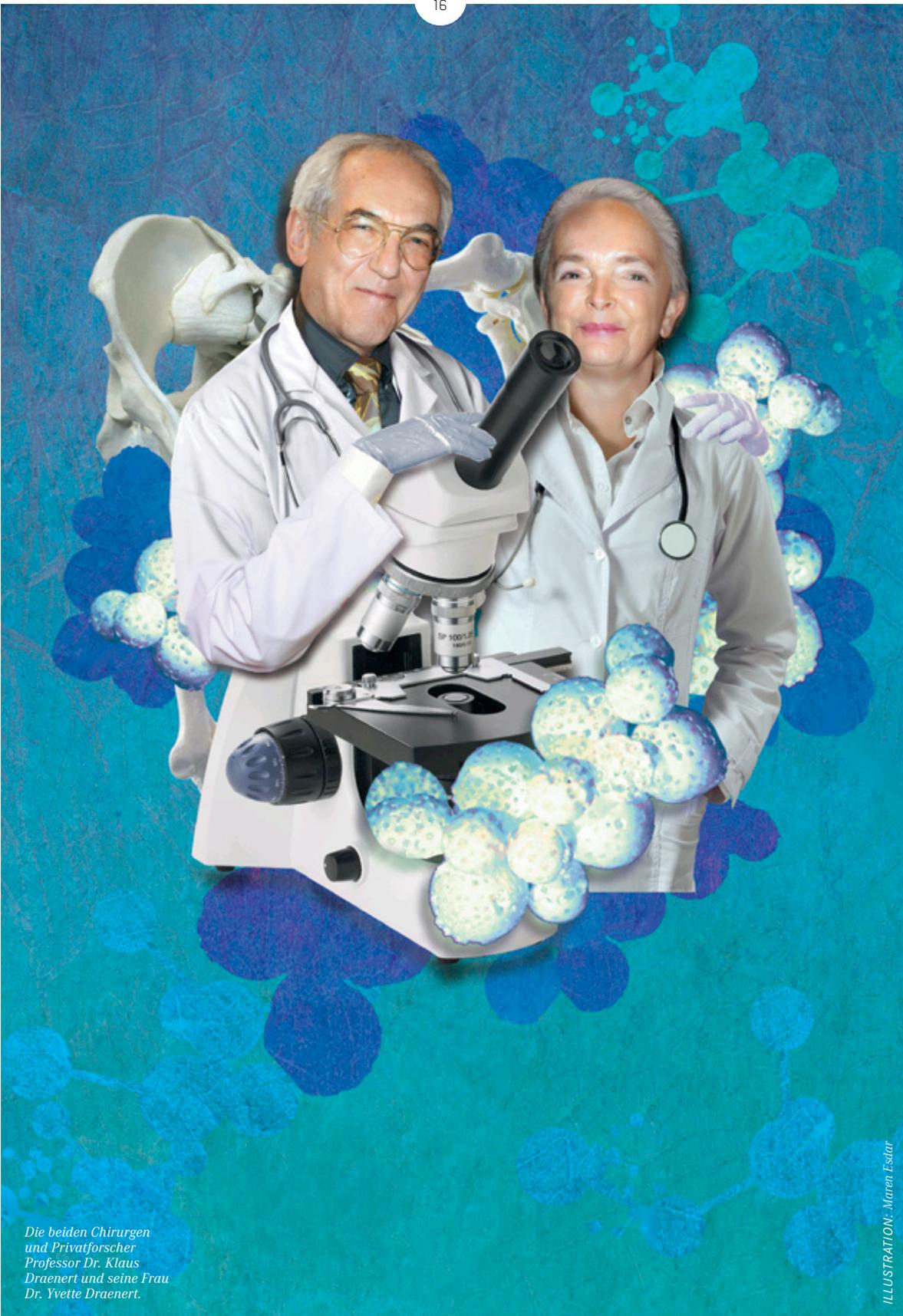
? Was würden Sie sich für Schwyz wünschen?

! Einen urbaneren Hauptplatz, auf dem die Autos nicht so eine dominante Rolle spielen. Brunnen macht es mit der 30er Zone vor. Da funktioniert das Miteinander von Autos, Restaurants und Geschäften. Der Hauptplatz könnte eine neue Rolle übernehmen, denn da ist ja Platz für Geschäfte. Und für Restaurants. Einfach für mehr urbanes Leben. Das wäre für Schwyz sehr schön.

Als zweiten Wunsch – wenn mir die gute Fee drei zur Verfügung stellen würde – wünsche ich mir mehr Offenheit für Neues in

Schwyz. Für andere Menschen, neue Technologien und ebensolche Lebensformen. Einiges ist schon in Bewegung gekommen, wie man an diesem Magazin sieht, aber es könnte noch mehr geschehen. Denn um die Schönheit dieses Paradieses zu erhalten, braucht es Offenheit für Neues.

Und die Erfüllung des dritten Wunsches ist schon in Arbeit: Es ist die Rotenfluh-Bahn, die wieder her muss. Sie ist ein ganz wichtiges Element, denn sie bringt wieder Attraktivität nach Schwyz. Die Leute, die tagsüber dort hinauffahren, sind vielleicht auch am Abend in Schwyzer Restaurants und übernachten im Wyssen Rössli. Wissen Sie, ich bin der Rothenfluh-Bahn mit dem Herzen verbunden, denn dort habe ich meine Jugend verbracht. Ich bin tausende Male auf meinen Skiern diese herrlichen Abfahrten runter gefahren. Deshalb muss sie wieder her. Da braucht's in Schwyz etwas mehr Mut, für solche Investitionen. Aber am Ende rechnet sich das. 🍷



Die beiden Chirurgen  
und Privatforscher  
Professor Dr. Klaus  
Draenert und seine Frau  
Dr. Yvette Draenert.

ILLUSTRATION: Maren Esdar

# MEDIZIN MADE IN BRUNNEN

EINE FAMILIE ERFORSCHT UND PRODUZIERT WEGWEISENDE MEDIZINTECHNIK – INITIIERT DURCH DEN INNOVATIONSFOND DER SCHWYZER KANTONALBANK

von Andreas Lukoschik

**D**reißig Jahre lang haben Klaus und Yvette Draenert in ihrem privaten Forschungsinstitut ZOW (Zentrum für Orthopädische Wissenschaften) in Münchens feinem Villenvorort Harlaching geforscht. Er Prof. Dr. med, Sie Dr. med. Gelernt haben sie die Künste der Chirurgie, der Orthopädie und der Unfallchirurgie während der Facharztausbildung in Liestal/Basel, Bern und München. Dabei stellten sich ihnen zum ersten Mal die Fragen, die sie später als private Forscher unermüdlich zu beantworten trachteten. Mit Erfolg. Wie an den Produkten aus Brunnen zu sehen ist. Doch eins nach dem anderen.

## Die Forschung

Ein orthopädischer Chirurg ersetzt Gelenke durch Prothesen. In der Hüfte. Oder im Knie. Meistens, weil die Knorpelsubstanz, die das Gelenk geschmeidig hält und dämpfende Eigenschaften hat, im Laufe des Lebens abgenutzt worden ist. Dadurch können sich die Gelenkteile nicht mehr auf der weichen Knorpelmasse bewegen, sondern scheuern direkt aufeinander. Das ist sehr schmerzhaft und wird „Arthrose“ genannt.

Der klassische Weg solche arthrotischen Gelenke zu behandeln, ist auf chirurgischem Weg die schadhafte Gelenke durch Prothesen zu ersetzen. Damit stellte sich die Frage, was getan werden muss, damit solche Prothesen vom Körper angenommen werden und damit bei der Operation keine Embolien entstehen. Das sind kleine Pfropfen, die über die Blutbahn und das Herz in die Lunge geraten und dort zum Tode des Patienten führen können.

Um das beantworten zu können, gingen die Draenerts in ihrem privaten Forschungslabor ins Detail. Sehr ins Detail. Genau an die Stelle, wo die Prothesen – die meist aus einem körperfremden Material wie Titan, Stahl oder Keramik sind – im Knochen befestigt werden. Mit einem eigenen, speziell entwickelten Fluoreszenzmikroskop gingen sie der Sache auf den Grund – und fanden heraus, wie durch einige exakt bestimmbare Schritte die Embolie ausgeschlossen werden kann. Diese Operationsmethode liessen sie Schritt für Schritt von einem „Notified Body“ der LGA Nürnberg zertifizieren, womit sie eine Operationsmethode entwickelt hatten, die Menschen das Leben retten kann.

Während ihrer langjährigen Forschungen – wie gesagt, es waren 30 Jahre – wurde ihnen noch etwas anderes klar. Nämlich, dass es nichts Besseres gibt, als wenn der Körper ein schadhaftes Gelenk selbst repariert. Oder wenn ihm auf diesem Weg zumindest entscheidend geholfen wird – statt die Gelenke zu entfernen und durch künstliche zu ersetzen. Und so steckten sie sich das als neues Ziel.

## Ein neues Ziel

Nobelpreisträger betreiben Grundlagenforschung. Deren Anwendungsmöglichkeiten müssen andere herausfinden. Prof. Draenert und

seine Frau dagegen wollten immer nur eins: Erforschen wie Patienten konkret geholfen werden kann. Denn dazu waren sie Ärzte geworden.

So untersuchten sie systematisch Substanzen mit den komplizierten Namen „Tricalciumphosphat“ und „Hydroxylapatit“. Dabei stellte sich heraus, dass die nicht nur vom Körper hervorragend angenommen werden, sondern dass sie vor allem die Knochen massiv zum Wachstum anregen. Dazu müssen sie dem Körper in einer bestimmten äußeren Form zur Verfügung gestellt werden, nämlich als poröse Kügelchen, die sich mit Blut füllen. Dann bilden sie eine Art körpereigene Verkrustung und setzen einen Heilungsprozess in Gang.

Nun entwickelten die Beiden diese kleinen porösen Kügelchen (siehe Abbildung) aus Tricalciumphosphat und Hydroxylapatit. Die Herausforderung bestand darin, dass sie keinerlei scharfe Kanten haben durften. Nirgends. Weder in der äusseren Gestalt der Kugel noch im mikroskopischen Bereich. Aber auch diese Herausforderung meisterten sie ebenso wie alle anderen Fragen zuvor.

Der Vorteil dieser Kugeln liegt darin, dass sie unterschiedlich geformte Hohlräume ausfüllen können, wie sie zum Beispiel bei der Entfernung von Knochentumoren entstehen.

Die beiden Privatforscher stellten bei den begleitenden Untersuchungen fest, dass die Zersetzung des Tricalciumphosphats genau so lange dauert, wie der Knochen braucht, um den mit den Kügelchen ausgefüllten Raum durch eigenes Knochenwachstum auszufüllen. Das Erstaunliche daran ist, dass die so entstehende Knochenstruktur genau die gleichen Eigenschaften hat wie ein gesunder Knochen. Und die entwickeln sich in genau der Zeit, in der ein gebrochenes Bein im Gelenkbereich zusammenheilt – sechs bis acht Wochen.

## Weitere Anwendungsmöglichkeiten

Nach diesen Erfahrungen widmeten sie sich wieder den arthrotischen Gelenken und fanden heraus, dass man die Knorpelsubstanz

von Teilen des Gelenks, die gesund sind, mit Diamantinstrumenten herausschleifen und in die verschlissenen Bereiche implantieren kann, wenn man die defekten Stellen des Gelenkes zylinderförmig ausfräst und (s.Abb) durch Zylinder aus Tricalciumphosphat ersetzt.

So werden die beschädigten Areale des Gelenkes entfernt und durch die mit gesunder Knorpelmasse versehenen Zylinder ersetzt. Mit diesem „kleinen“ Trick können seitdem beschädigte Knorpel-Knochenbereiche des arthrotischen Gelenkes ausgetauscht werden.

Prof. Draenert und seine Frau fanden noch weitere Anwendungsmöglichkeiten heraus. So wird ein künstliches Auge mit einer Rückseite aus Hydroxylapatit so mit den umgebenden Muskeln verwachsen, dass das künstliche Auge nicht wie ein Fremdkörper in der Augenhöhle sitzt, sondern mit Hilfe der Augenmuskeln genauso beweglich ist wie ein gesundes Auge. Und auf diese Weise mit dem gesunden synchron bewegt werden kann! Ein aussenstehender Betrachter merkt an den Augenbewegungen nicht, welches das künstliche Auge ist.

Die kleinen Tricalciumphosphat-Kügelchen können ausserdem zum Implantieren von künstlichen Zähnen in den Kieferknochen eingesetzt werden. Die Folge: Die künstlichen Zähne werden am Ende des Wachstumsprozesses nur von organischem Knochen gehalten. Es kommt kein „Knochenzement“ oder eine andere körperfremde Substanz zum Einsatz.

Zur Zeit arbeiten die beiden Forscher daran, in die Kügelchen Medikamente – wie zum Beispiel Antibiotika – einschleusen zu können. So könnten sie direkt am Ort der Operation wirken und müssten nicht erst den Magen sowie die Darmwand passieren, um in den Körper zu gelangen.

Wer das hört, wundert sich nicht, dass Prof. Draenert und seine Frau die wichtigsten Auszeichnungen in der Welt der Orthopädie bekommen haben. Nur viermal hat die American Academy for Orthopaedic Surgeons ihren Academy Award ins Ausland vergeben. Dreimal davon an Prof. Draenert und sein ZOW Institut!

## Und was hat das alles mit Brunnen zu tun?

In Brunnen werden die Ergebnisse dieser bemerkenswerten Forschertätigkeit in konkretes Handeln umgesetzt, indem in einer speziellen Herstellungsanlage die Medizin-Keramik-Produkte hergestellt werden. Und zwar von Dr. Marcelin Draenert, dem zweiten Sohn der Draenerts. Denn wie das bei solchen Eltern nicht verwundert, sind drei ihrer Kinder ebenfalls im Bereich der Medizin tätig.

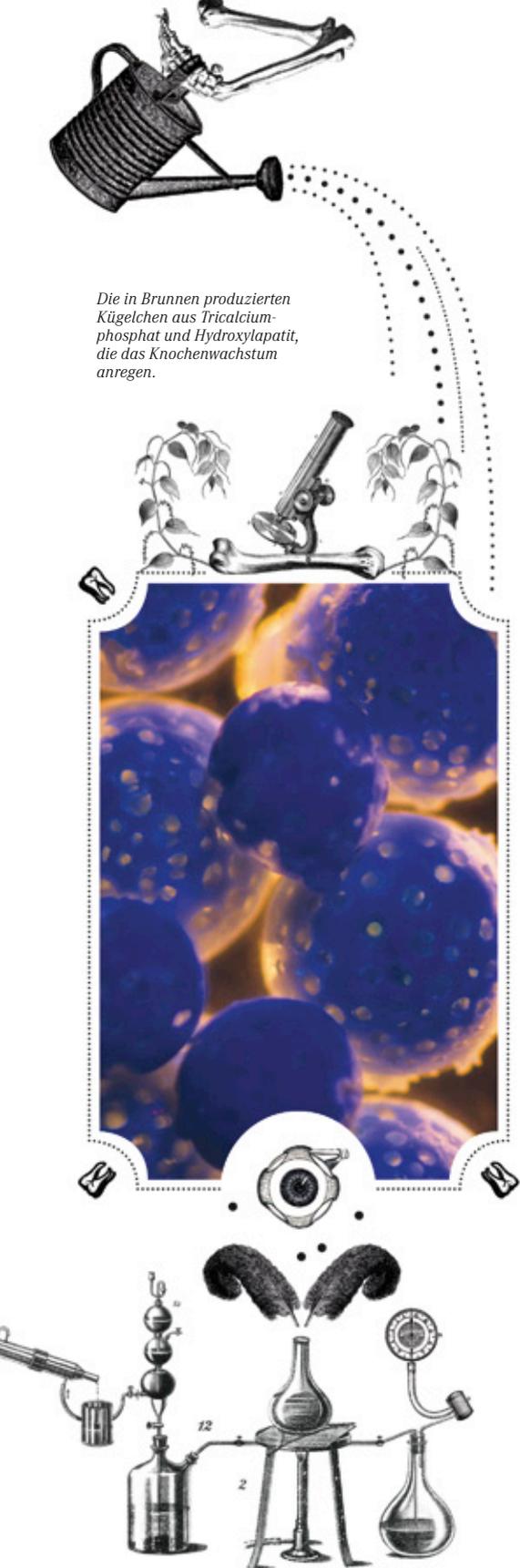
Aber wieso gerade in Brunnen?“ wollte ich wissen. „Erstens,“ so Prof. Draenert, „weil in der weiteren Nachbarschaft, viele grosse Medizinproduzenten vertreten sind. Durch diese geografische Nähe ergeben sich manchmal Synergien. Zweitens sind wir im Kanton Schwyz nicht in einem Kanton, der den Ruf hat, von vielen als „Steuerose“ genutzt zu werden. Und drittens – und das war das Entscheidende – hatten wir uns beim Innovationsfond der Schwyzer Kantonalbank um Förderung beworben – und sie bekommen.“

Das sei eine sehr gute Erfahrung gewesen. „Nicht nur, dass wir gefördert wurden, sondern vor allem dass Markus Oswald, der den Innovationsfond leitet, uns sehr viele wertvolle Hilfen und Unterstützungen bei der Gründung der BoneArtis AG gegeben hat. Wissen Sie, wir sind Forscher und kennen uns mit den wirtschaftlichen Prozessen nicht so gut aus. Da ist es sehr hilfreich, wenn ein Mann wie Markus Oswald im Verwaltungsrat sitzt, mit dem man jeden Schritt besprechen und erörtern kann.“

Ob er denn auch nach Brunnen ziehen werde, wollte ich zum Abschluss von Prof. Draenert wissen. „Mein Sohn schon, aber wir können aus München nicht weg, weil hier das Equipment steht, das so hochkomplex ist, dass wir damit nicht umziehen können.“

Und so bleibt eine familiäre Brücke zwischen der Forschung in München und der Produktion in Schwyz bestehen. Kein schlechtes Bindeglied! 🍷

Die in Brunnen produzierten Kügelchen aus Tricalciumphosphat und Hydroxylapatit, die das Knochenwachstum anregen.



# WILD. ECHT. URCHIG.

„ENTWEDER MAN GEHT **MIT** DER ZEIT ODER MAN **GEHT** MIT DER ZEIT.“ SAGT PAUL VON RICKENBACH. RECHT HAT ER.

von Andreas Lukoschik

**W**er die Talstation Schlattli der Stoosbahn und den Inner Kapuzinerwald passiert hat, dem eröffnet sich das Muotatal. „Wild. Echt. Urchig.“ Sagt der Verkehrsverein Muotatal. Und verschweigt, die Innovationskraft, die in diesem Tal schlummert, und die so gar nicht zu dem öffentlich gepflegten Bild der Muotataler passt. Dabei lässt einen diese Kraft staunen. Ein Beispiel? Ein gutes Beispiel? Bitte sehr.

Kurz nach dem Ortseingangsschild „Muotathal“ liegt eine Möbelfabrik, die es in sich hat. Möbelfabrik? Und Innovation? Ist das nicht ein Widerspruch in sich? Falsch! „In den vergangenen sechs Jahren hat in der deutschen Möbelindustrie ein Verdrängungswettbewerb stattgefunden, der weit über 100 Fabriken mit mehreren 10 000 Arbeitsplätzen vernichtet hat. Das sind mehr Arbeitsplätze als es in der gesamten Schweizer Möbelindustrie gibt. Eine solche Konzentration, macht nicht an Grenzen halt. Dazu ist das Geschäft viel zu sehr internationalisiert.“ Sagt der, der es beobachtet hat – und von dem hier die Rede ist. Was macht also ein Betrieb, den es seit 100 Jahren in Muotathal gibt, um einer

solchen Bedrohung rechtzeitig aus dem Weg zu gehen? Ganz einfach: Er ist so innovativ in seinen Produktionsmethoden, dass er nicht von den Kräften des Marktes getrieben wird – sondern sie zieht. Die anderen. Das gelingt der Muotathaler – bescheiden „Möbelfabrik“ genannten – Firma so gut, dass sogar Möbelhersteller in Deutschlands Norden nicht auf ihre Dienste verzichten wollen. Die Ursache für diese Nachfrage hat einen Namen – Paul von Rickenbach. Das ist der Inhaber der „kleinen Möbelfabrik“.

Vor 23 Jahren hat er die Firma von seinem Vater übernommen und seitdem einen so innovativen Weg eingeschlagen, dass sich Studenten der Ingenieurwissenschaften darauf freuen, in seiner auf aktuellstem Stand eingerichteten Werkshalle, ihre Forschungsziele im konkreten Einsatz zu prüfen. „Ohne die Unterstützung von Fachhochschulen wie Biel, St. Gallen und dem bayerischen Rosenheim könnten wir nicht so konstruktiv mit Kunden und Maschinenherstellern zusammenarbeiten wie wir es seit Jahren tun,“ sagt von Rickenbach und fügt bescheiden hinzu: „Dazu sind wir zu klein.“ `Aber oho!` möchte man hinzufügen, denn die Rickenbachs – sein Sohn arbeitet ebenfalls im Betrieb – fräsen Massivholz mit neuester Computer- und Roboter-Technologie aus Frankreich und Deutschland. Diese Zusammenarbeit war für manche Maschinenproduzenten so interessant, dass sie die neuesten Generationen ihrer Produkte in Rickenbachs Werkshalle aufgestellt haben, um sie gemeinsam mit ihm und seinen Mitarbeitern „Realitätstests“ zu unterziehen. Das Ziel: Die Rickenbachschen Erfahrungen in die Optimierung der Maschinen einfließen zu lassen. „Das machen wir jetzt allerdings nicht mehr,“ erklärt von Rickenbach, weil es sich wirtschaftlich nicht auszahlt, wenn man die Kinderkrankheiten neuester Maschinen finden, und ausbügeln muss und dabei seine Kunden nicht pünktlich beliefern kann.“ Eine Aussage, die auf langjähriger Erfahrung beruht.

Die ersten CNC-Fräsmaschinen hat er bereits 1986 gekauft – und sich der irrigen Fantasie hingegeben, dass diese „wunderbare Maschine“ seinem Vater und ihm für lange Zeit viel Arbeit abnehmen werde. Der Traum dauerte ein halbes Jahr. Dann gab es die nächste Generation, die viel mehr konnte. Und so ist es nicht



ILLUSTRATION: Maren Esdar

Der Muotathaler Schreinermeister und Fernheizer Paul von Rickenbach.

nur in der Computerindustrie jedes Jahr mit Riesenschritten vorangegangen, sondern auch in der Massivholzverarbeitung. Und von Rickenbach ging mit. Unermüdlich und sehr erfolgreich. „Ich bin – was meine Arbeit betrifft – ein neugieriger Mensch. Da will ich vieles wissen und nehme gerne Herausforderungen an. Denn ich bin der Meinung `wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit.“ Sagt´s und wartet, ob der Zuhörer die Doppeldeutigkeit des Satzes versteht, und seinen tieferen Sinn.

Die Möbelfabrik Paul von Rickenbach hat durch die Neugier ihres Chefs inzwischen einen Erfahrungsschatz angesammelt, durch den sie viele Wettbewerbsvorteile hat. Das Unternehmen ist in den Themenbereichen Frästechnik, Wissen über Massivholz und darüber, wo das jeweils Beste davon zu bekommen ist – so sein Chef – „gut aufgestellt“. Zu mehr würde sich der zurückhaltende Rickenbach nicht hinreissen lassen. Ist er doch ein Unternehmer, der weiss, dass er halten muss, was er verspricht. Und halten kann er mehr als er verspricht – allerdings würde er das niemals sagen. Deshalb sagen wir es: Er ist in seinen Bereichen schweizweit an der Spitze. Einige Kunden sagen sogar „die“ Spitze. Und warum? Weil er im Bereich der CNC- Frästechnik mit Holz das machen kann, was vorher nur in der Metallverarbeitung möglich war. Dabei arbeitet er mit CAD-Dateien. Das heisst, seine Fachleute fräsen aus einer computerunterstützten dreidimensionalen Zeichnung, die ihnen via Internet zugeschickt wird, eine reale Form aus Holz, die auf den Zehntelmillimeter genau so aussieht wie die elektronische Vorlage.

So fertigt er zum Beispiel für den Jagdaffenhersteller Makura in Ried-Muotathal Präzisionsschäfte für Jagdaffen. Sein Ziel dabei ist es, dieses Verfahren mittelfristig so zu verfeinern, dass er bald „massgeschneiderte“ Schäfte fräsen kann. Und das nicht in zeitaufwändiger Handarbeit, sondern in kurzer Zeit auf Maschinenbasis.

Ein anderes Projekt ist der Aufbau der Marke „von Rickenbach Solid Wood“. Die umfasst elegante Massivholzprodukte und wird in edlen Einrichtungshäusern zwischen Davos und Zürich vertrieben. Diese Marke könnte ein zusätzliches Standbein zu den anderen Arbeiten seines Betriebes werden – falls sie sich am Markt behauptet. Dabei bleibt Paul von Rickenbach seinem Prinzip

treu, keine Designentwicklung zu betreiben – das übernehmen bekannte Designer in den grossen Städten – und auch Lagerhaltung überflüssig zu machen. Denn eine Deckelschale (siehe Abbildung) wird dank des Rickenbachschen Fräs-Know-Hows in sehr kurzer Zeit hergestellt und kann so auf Bestellung zeitnah produziert und ausgeliefert werden.

Das Kerngeschäft sind jedoch Auftragsarbeiten für Möbelfabriken aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Denn während die meisten Fabriken nur noch mit Span- und MDF-Platten produzieren, sind die Rickenbachs spezialisiert auf Massivholzverarbeitung. Massives Holz ist nicht nur wertvoller, haltbarer und schwieriger zu verarbeiten. Es hat Eigenschaften, die bei Rickenbachs unter „Holzwissen“ zusammengefasst sind. Denn für jeden Zweck gibt es das richtige Holz auf der Welt. Wenn man weiss, wo. Paul von Rickenbach weiss es, zieht aber dabei immer auch den ökologischen Aspekt in Betracht. Regenwaldholz nur zu Schmuckzwecken kommt bei ihm nicht vor. „Denn ohne Ökologie sind wir alle bald nicht mehr“, fasst er sein Credo zusammen.

Das ist auch der Grund dafür, dass er sein Unternehmen unermüdlich optimiert. So betreibt er seit 1994 ein Heizwerk für Fernwärme, in dem er die Abfälle aus der Holzfertigung verfeuert und sich damit deren Entsorgungskosten spart. Der Pfiff an der Sache aber ist, dass die so von ihm erzeugte Fernwärme den Endverbraucher in Muotathal viel weniger kostet als Wärme aus einer Ölheizung – weshalb es nicht verwundert, wenn zu hören ist, dass von Rickenbach

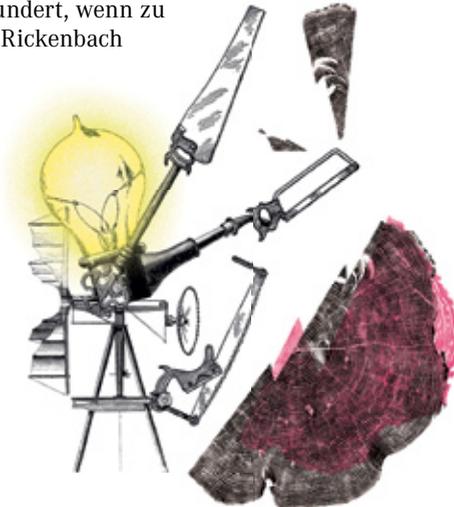


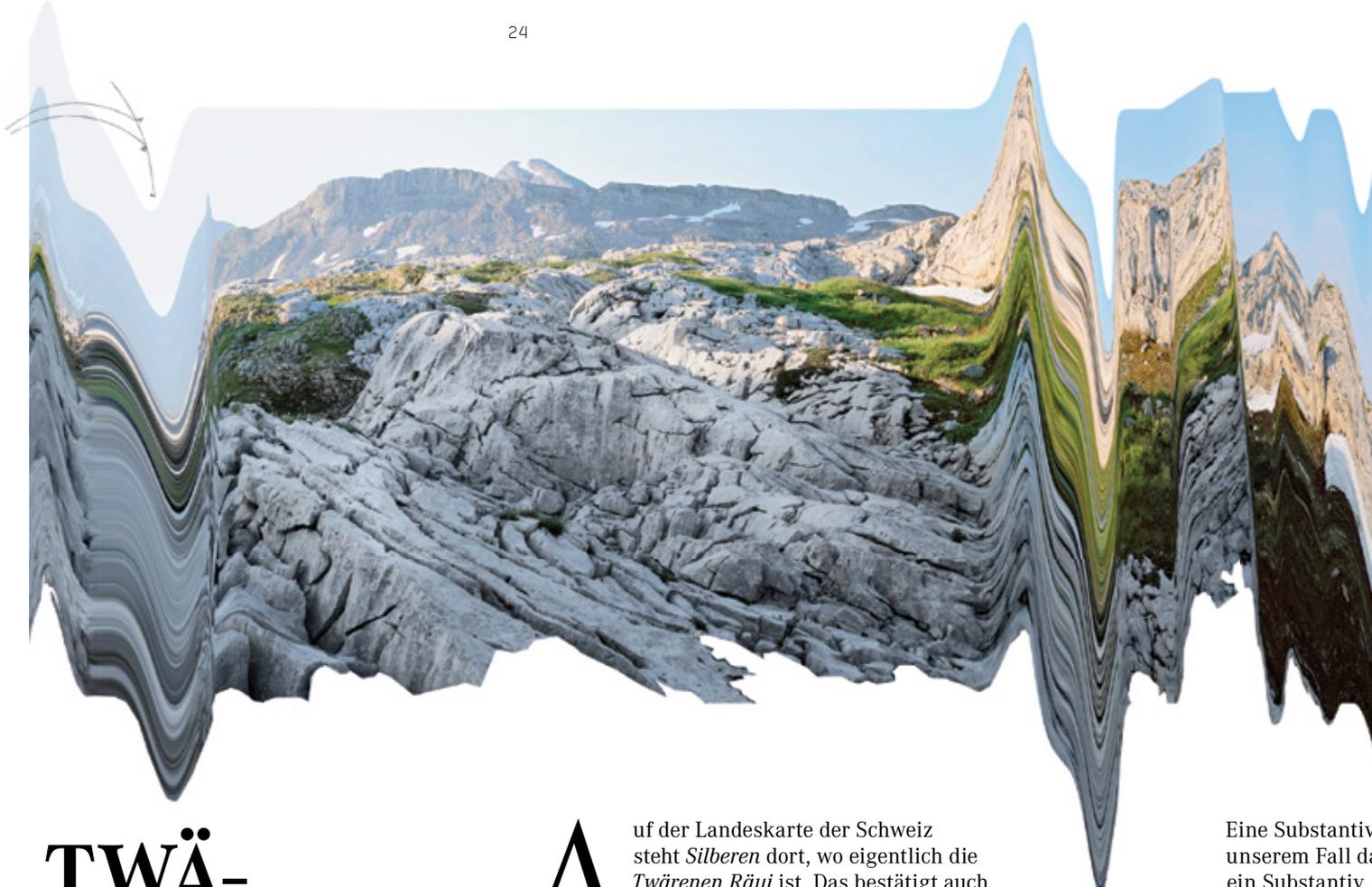
ILLUSTRATION: Florian Fischer



fast 200 Wohneinheiten mit CO2 neutraler Wärme versorgt. Das überzeugt und gibt Rickenbach die Möglichkeit, mit diesen Einnahmen, manche konjunkturbedingte Umsatzeinbüsse auszugleichen. So etwas wird heute eine Win-Win-Situation genannt. Tja, gewusst wie! Klar, weswegen im Muotathal klug und innovativ vorangegangen wird. „Wild. Echt. Urchig.“ Eben. 🍷



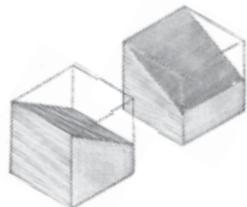
**UNSER GESCHENKTIPP:**  
Die hier abgebildeten Schalen und Holzobjekte können bei Paul von Rickenbach bestellt werden und liegen zwischen 300 und 900 Franken.  
[www.vonrickenbach.com](http://www.vonrickenbach.com)



# TWÄ- RENNEN RÄUI (SZ, 2319 M.Ü.M.)

AM ENDE DIESER ZEILEN IST DER  
UNAUSSPRECHLICHE BERGNAME  
AUS DEM MUOTATAL ... EINFACH  
UND KLAR

von Nathalie Henseler



**A**uf der Landeskarte der Schweiz steht *Silberen* dort, wo eigentlich die *Twärenen Räu* ist. Das bestätigt auch ein Beleg aus dem Jahr 1750, der die Lage der Muotataler Alp *Bödmeren* beschreibt: *Bödmer. Ein in der Pfarr Muothathal und dem Land Schweiz, an dem Fuss des Bergs Twerenen ligende Senn-Alp.*

Als ich vor Jahren mit dem Wildhüter Pius Reichlin auf Forschungstour im Muotatal unterwegs war, sagte er einmal: *Obsi, nitsi, twäretsi*. Ich war überrascht, denn ich dachte, *twër* gibt's in keiner Form mehr im lebendigen Wortschatz, denn *twër* ist mittelhochdeutsch und bedeutet ‚quer‘. Sofort ist mir die *Twärenenbrücke* in den Sinn gekommen, die es im Mittelalter ermöglichte, die Urner Schöllenschlucht zu überwinden. Die aneinander gereihten und an Ketten aufgehängten Holzdohlen lagen quer zum Fels und damit quer zum Fussgänger. Und quer in der Landschaft des Muotatals liegt eben auch die *Twärenen Räu*, die den höchsten Punkt des Bergrückens südöstlich des Pragelpasses bildet. Aus der Luft oder von einem der umliegenden Gipfel sieht man diese Querstellung am besten. Auch auf der Landeskarte ist dieser geologische Umstand gut ersichtlich.

*Twärenen* ist eine Bildung mit der Nachsilbe *-ene(n)*, eigentlich aber ein zum Singular gewordenes Pluralwort der Abstraktbildung *Twäri* von *twër*, wie Viktor Weibel im Schwyzer Namenbuch schreibt. Die Endung *-enen* wird dann benutzt, wenn etwas häufig vorkommt, daraus ist der Plural entstanden. Hier sind die unzähligen, quer verlaufenden Furchen und Karren des Karstgebietes benannt.

Das Grundwort *Räu* ist ein wunderbares Beispiel für etwas, was besonders die Inner-schweizer Dialekte gut und gerne anwenden:

Eine Substantivbildung auf *i*. Man nehme in unserem Fall das Adjektiv *rau* und mache daraus ein Substantiv. Dafür hängen wir hinten ein *-i* an. Dieses *i* provoziert beim *a* einen Umlaut und aus *rau* wird *Räu*. Kurz und gut, mit der *Twärenen Räu* wird dieser felsige Bergrücken mit ‚quergestellter Rauheit‘ beschrieben.

Die *Twärenen Räu* gehört mit der *Bödmeren* und der *Silberen* zu den Einzugsgebieten der zweitgrössten Höhle Europas, dem *Hölloch*. Das *Hölloch* ist ein Karst-Höhlsystem, das durch die auswaschende Kraft des Wassers am wasserlöslichen Kalkstein seit rund 1 Mio. Jahren entsteht. Bis jetzt sind 197 km bekannt und sie ist noch immer nicht abschliessend erforscht.

Der Bergbauer und Hirte Alois Ulrich aus Stalden bei Muotathal entdeckte im Jahr 1875 den Höhleneingang in der Nähe seines Hauses, den er, mit Leiter und Laterne bestückt, untersuchte. Nachdem sich lange Zeit niemand für seine Entdeckung interessierte, war es der Zürcher Hans Julius Widmer, der nach einem ersten Besuch auf seiner Hochzeitsreise 1899 vom «Hölloch-Fieber» gepackt wurde, wie man sagt. Der Ingenieur erforschte darauf mit kundigen Führern das *Hölloch* und zeichnete die ersten Pläne.

Doch Widmer hatte nicht nur die Forschungen im Sinn, als er sich tagelang in der unterirdischen Welt aufhielt, er schmiedete auch Pläne für eine touristische Nutzung dieses Naturwunders. Trotz einiger Schwierigkeiten konnte er im Jahr 1904 ein belgisches Syndikat von seiner Idee überzeugen. Die Investoren wollten die Höhle im grossen Stil ausbauen, mit Elektrizität für die Beleuchtung versorgen und begehrbar machen. 1905 wurde in Brüssel die Aktiengesellschaft «Grottes de Muotathal (Höll Loch) en Suisse» gegründet, die über eine Million Schweizer Franken Aktienkapital verfügte. In den Wintern der Jahre 1905 bis 1907 wurde der Zugang zum Höhleneingang in der *Höllschlucht* und alle heute noch vorhandenen Weganlagen im so genannten ausgebauten Teil der Höhle angelegt. Beim Eingang zur *Höllschlucht* bauten sie ein Wohnhaus für den Höhlenwärter mit Kassenhäuschen, das heute noch steht. Das grösste Problem für die Pioniere war das Hochwasser, das naturgemäss alle Jahre das *Hölloch* bis zum Eingang hin auffüllt. Mit Abflussstollen versuchte man diesem Problem Herr zu werden – ohne Erfolg. Nichts desto trotz kamen die Ausbauten zügig voran, und im Sommer 1906 konnte das *Hölloch* für den Tourismus geöffnet werden. Doch der erwartete Ansturm blieb aus. Zu abgelegen war das *Hölloch* für die in Schwyz und Brunnen logierenden Gäste. Die Aktiengesellschaft ging Konkurs und 1909 starb Hans Widmer an einer Lungenentzündung – das Feuer war aus. Als dann im Sommer 1910 ein gewaltiges Hochwasser irreparable Schäden an den elektrischen und sonstigen Installationen der Bauten im *Hölloch* verursachte, deren Überreste wie Keramikfassungen und Holzbalken man übrigens heute noch in den verwinkelsten Gängen findet, war der Traum der Tourismusattraktion endgültig gestorben. Immerhin – das Pionierprojekt brachte im Weiler Stalden bei Muotathal Strom. Etwas, worauf eine abgelegene Talschaft sonst noch lange hätte warten können. 📍



UNSER GESCHENKTIPP:

Ein Buch das in keinem Schweizer Haushalt fehlen sollte: „Gipfelgeschichten: wie die Schweizer Berge zu ihren Namen kamen“. Von der Autorin dieser Zeilen – Nathalie Henseler. Fona Verlag, 44,90 Franken.



Fotografen lassen sich meist nur ungern selbst fotografieren. Unser Fotograf Stefan Zürcher aus Sattel.

ILLUSTRATION: Maren Esdar

## DER BILDERMACHER

WIE DER FOTOGRAF STEFAN ZÜRCHER ARBEITET. ER HAT DIE HERRLICHEN LANDSCHAFTSAUFNAHMEN FÜR DIE ERSTEN DREI Y-MAG AUSGABEN GEMACHT.

von Andreas Lukoschik

**S**tefan Zürcher ist ein Glücksfall. Er liebt die Natur und den Kanton Schwyz, in dem er seit 25 Jahren lebt. Und ... er ist kein Profi! Zumindest will er den Begriff nicht auf sich angewendet wissen. „Beim Profi muss sich die Arbeit an erster Stelle rentieren,“ sagt er mit spitzbübischem Lächeln, „wenn man ein Amateur ist, dann heisst das, etwas mit dem Herzen zu machen.“ Das ist sprachlich völlig korrekt. Denn unscharf formuliert, wer den „Amateur“ mit dem „Dilettanten“ verwechselt.

Stefan Zürcher ist einer, der seiner Arbeit mit dem Herzen nachgeht. Was an Antoine de Saint-Exupéry erinnert und an dessen Fuchs, der zum kleinen Prinzen sagt: „Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“

Ein Satz, der für Fotografen die Herausforderung ist. Denn vordergründig betrachtet, macht ein Fotograf natürlich seine Aufnahmen an erster Stelle mit dem richtigen Blick seiner Augen und sodann mit dem Fotoapparat, der diesen Blick festhält.

Im Falle Zürcher ist das nicht anders. Er arbeitet sogar mit einem sehr guten Apparat aus dem Hause Hasselblad. Für den muss ein Fotograf 20.000 Franken auf den Tisch blättern, will er ihn sein Eigen nennen.

Anders als bei Hobby-Fotografen die dokumentieren wollen, was sie sehen, geschieht bei Zürcher mehr. Bei ihm entstehen keine Fotografien, sondern „Aufnahmen“ – etwas, das von ihm „aufgenommen“ worden ist. Zunächst mit dem Herzen, weiters als „Eindruck“ im Kopf erlebt wird und dann mit dem Griff zum Apparat in eine Fotografie verwandelt wird.

Das hört sich langwierig und kompliziert an, ist aber in Wirklichkeit oftmals im wahren Wortsinn nur ein „Augenblick“, der auch nicht selten „vorbewusst“ ist und dann „einfach so geschieht“. Jedenfalls dann, wenn der Mensch ein Auge dafür hat! Und sein Werkzeug beherrscht.

Dennoch ist es eine Kunst den richtigen Moment am rechten Ort kurz vor dem Eintreten des Momentes zu spüren – und bereit zu sein, ihn mit dem Auslöser im Anschlag willkommen zu heissen. Jeder grosse Fotograf kennt die innere Wachheit, die sich einstellt, wenn er den magischen Moment einer wirklich grossen Aufnahme kommen spürt. André Cartier-Bresson war im Bereich der Reportage ein Meister dieser Disziplin. James Nachtwey bei der Kriegsreportage – und Stefan Zürcher beherrscht es bei Naturaufnahmen am Berg. Er muss allerdings im Gegensatz zu Reportern nicht blitzschnell reagieren, sondern braucht für die Natur Ruhe und Gelassenheit. Denn „die Natur kann man nicht zwingen. Ich kann mich an einen Auftrag erinnern, für den ich die Mythen fotografieren sollte. Gerade als ich die Kamera aufgestellt hatte und zu fotografieren anfangen wollte, begann es zu regnen, Nebel zog auf und düstere Wolken machten alles zu.“

Das sei eine halbe Stunde so gegangen „ich hätte mich eigentlich bei dem schlechten Wetter ins Trockene bringen müssen, aber ich blieb einfach da. Und dann riss plötzlich der Nebel auf, ☺

die Sonne kam raus. Es war eine unbeschreiblich schöne Stimmung.“ Das lässt sich im Studio nicht herstellen. Auch nicht am Computer. Dazu muss der Künstler raus in die Natur!

Das spürt der Betrachter auf Zürrers Fotos. Diese Präsenz, diese Hingabe und diese Ausdauer. Zunächst einmal muss Zürrer die Perspektiven, aus denen er fotografieren will, finden. Da gilt ein Satz von Picasso für ihn: „Ich suche nicht, ich finde!“

Das bedeutet: Er ist stets unterwegs – und schaut. Nicht mit Tunnelblick auf einen bestimmten Punkt fokussiert, sondern mit weitem, offenem Auge – und einem ebensolchen Herzen. Ums mit Gottfried Keller zu sagen: „Trinkt oh Augen, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluss der Welt.“ Was er dabei sieht, nimmt er mit. Manchmal indem er einen „Merk-Schuss“ mit seinem iPhone macht, manchmal indem er es sich merkt, ums später zu fotografieren.

Im nächsten Schritt muss er herausfinden, wann dort das richtige Licht ist, muss sich zum richtigen Zeitpunkt auf den Weg machen und zum optimalen Zeitpunkt am Ort sein. Mit der nicht ganz leichten Ausrüstung auf dem Buckel.

Und so kraxelt Stefan Zürrer im Morgenrauen auf die großen Mythen hinauf, um den Schuss zu tun, den er hofft, machen zu können. Oben angekommen hat er keine Zeit, erschöpft zu sein. Wach und präsent schaut er auf die Änderungen des Lichts, den Weg der weißen Wolken und versucht, dabei – trotz allen Glücks an einem solchen Ort sein zu können – die innere Balance zu halten: Einerseits nicht das Ziel aus den Augen zu verlieren, und andererseits offen und gelassen genug zu sein, den rechten Moment zu erkennen. Das ist ein kreativer Prozess und harte Arbeit zugleich. Das eine geistig, das andere körperlich. Und beides muss im Einklang sein. Wer die Fotos aus den ersten drei Ausgaben des Y-Mag anschaut, erkennt, dass bei ihm beides meist im Einklang ist.

Für seinen Beruf muss Stefan Zürrer körperlich fit sein. Und das ist er. „Die wichtigsten Werkzeuge eines Fotografen sind die Beine,“ sagt er und meint damit, er müsse am Ort so lange suchen, bis er den richtigen Blickwinkel gefunden habe. Das bedeutet, dass er Purist ist und nichts davon hält, am Computer ein Bild so lange zu

bearbeiten bis es gut ist. „Das geht nicht! Auch wenn das einige glauben. Jedes Foto kann nur so gut sein, wie man es vor Ort fotografiert.“

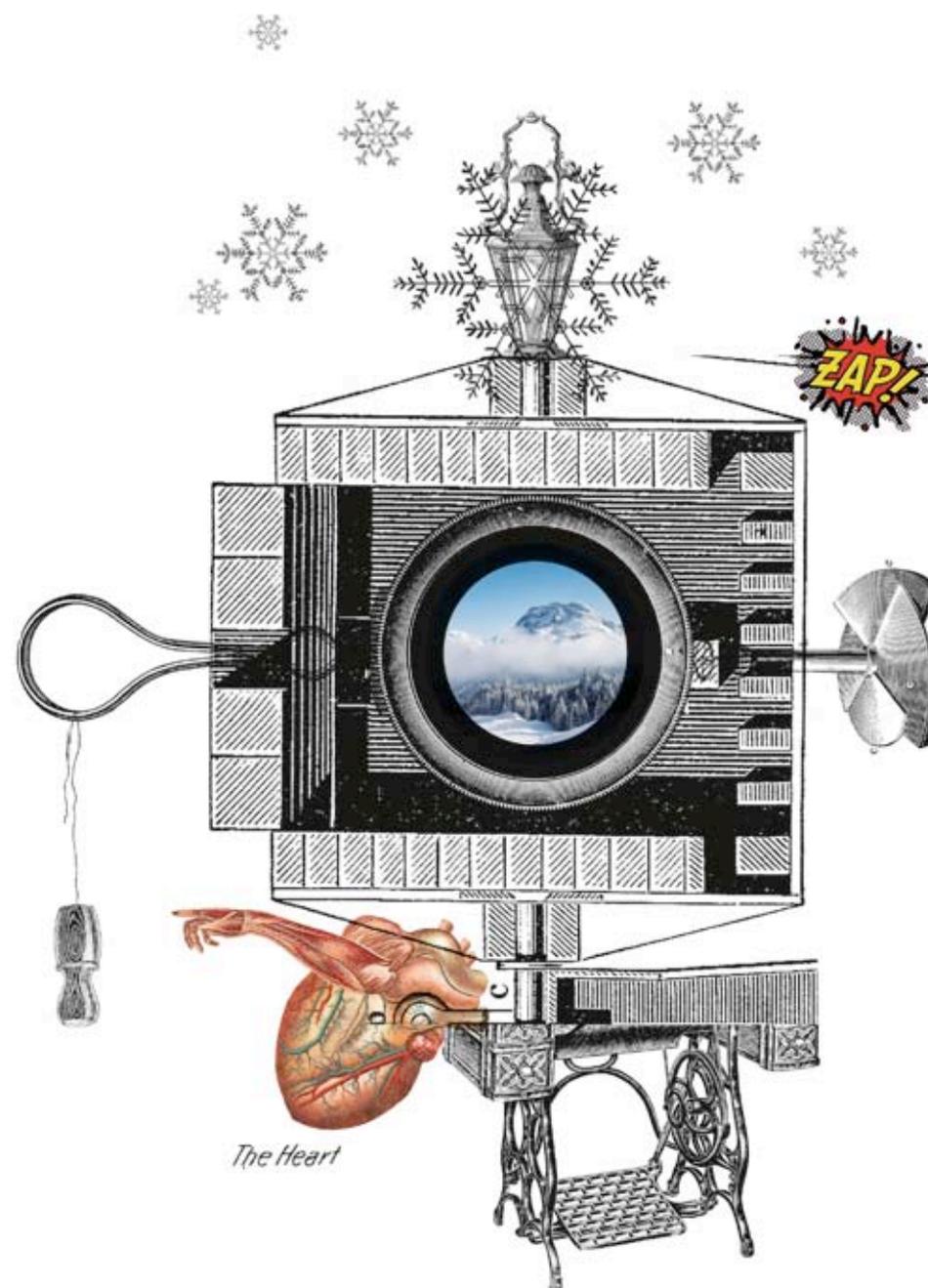
Weil er so arbeitet, ist er ein glücklicher Mensch. Denn „wenn Sie am richtigen Fleck stehen und IHR Foto machen, ist es ein großes Glücksgefühl, gerade jetzt und hier stehen zu können. Diesen Moment erleben zu dürfen und zu wissen, der Apparat fängt genau das ein, was ich jetzt hier erlebe.“ Die Dankbarkeit, die aus diesen Worten spricht, spiegelt sich auch in seiner Erkenntnis wider „In der Natur gibt es nichts Wüstes. Das Wort ‘Natur’ ist für mich das Synonym für ‘schön’. Da stimmt alles. Wenn Sie sich eine Blumenwiese anschauen und einem Menschen die Aufgabe gäben, die Blumen darauf genauso zu setzen, bekäme der das nie hin. In der Natur stimmt alles. Da wirkt eine innere Harmonie, die auch in uns etwas zum Klingen bringt.“

Das stimmt. Wir Betrachter freuen uns, wenn jemand uns diese innere Harmonie zeigt. Zürrer ist so ein „Zeiger“. Mit seinen Aufnahmen. Deshalb ist es für ihn „eine grosse Motivation, wenn diejenigen, die meine Bilder sehen, sagen: Wohne ich an einem schönen Ort!“

Er möchte den Schweizern mit seinen Bildern zeigen, wie schön der Kanton Schwyz ist. Das ihm das gelingt, muss am Ende dieses Artikels und angesichts der Fotos in dieser Ausgabe nicht ausdrücklich betont werden. Dennoch stellt sich bei den wunderbaren Aufnahmen die Frage, welches Foto er noch machen möchte. Darauf antwortet er mit seinem verschmitzten Lächeln: „Das Nächste!“



**UNSER GESCHENKTIPP:**  
Stefan Zürrers Aufnahmen sind zu kaufen. Die ersten drei Y-Mag Ausgaben können dabei als „Katalog“ dienen. Der Preis der einzelnen Aufnahme definiert sich aus der Grösse des Bildes, ob es auf Aluminium oder Leinwand aufgezogen oder hinter Acryl verschweisst werden soll – und was es sonst für Varianten gibt. Stefan Zürrer ist, was das betrifft, ein guter Berater. Unter anderem deshalb, weil er es gern macht.  
[www.zuerrer.com](http://www.zuerrer.com)



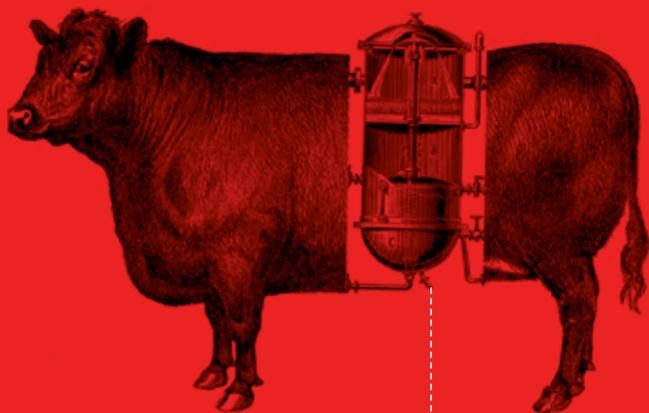


KANTONESISCHES

# SIRTE

SIRTE TRINKT DER HIRTE  
... UND DER KENNER

von Nathalie Henseler



*Sirte* heisst nicht nur eine Stadt in Libyen, sie ist auch ein Fachbegriff aus der Alpwirtschaft. Auf der Alp Biet oberhalb des Pragelpasses, an der Grenze zum Glarnerischen, gibt's beim Äpler *Sirte*. Die Alp Biet ist Ausgangspunkt für Wanderungen ins Silberengebiet. Wer dorthin eine Wanderung unternimmt, ist schnell einmal mehrere Stunden in trockenem Gebiet unterwegs. Wenn also nach so einer Wanderung die Aussicht auf ein Beckeli voll *Sirte* lockt, läuft manchem Einheimischen das Wasser im Mund zusammen.

Die *Sirte* ist eigentlich ein Nebenprodukt bei der Käseherstellung. Es ist die beim Käsen nach Entnahme des Quarks im Kessel zurückbleibende oder vom Quark durch Pressung abrinnde sogenannte erste Molke, wie es im Schweizerdeutschen Wörterbuch heisst. Wer will, kann die *Sirte erwelle* (aufkochen), womit sie zur *Suuffi* (*Chäs-Milch*) wird. Auch so eine Spezialität. Wird die *Sirte* mit Säurezusatz weiter bearbeitet, setzt sich daraus der Ziger ab, eine Glarner Spezialität. Und als sozusagen linguistischer Leckerbissen wird der Ziger aus der *Sirte* mit dem Gepsli abgeschöpft – wunderbar!

Wir haben es bei der *Sirte* mit einem romanischen Lehnwort zu tun. Es ist aus dem lateinischen *serum* ‚Molke‘ entstanden, wobei man von einem Grundwort *\*sirmentum* ausgehen muss, wovon alle anderen Bezeichnungen abgeleitet werden können. Denn die *Sirte* hat noch andere Namen wie *Sirwolta*, *Sirme*, *Sirbenda*, *Sirbete*, *Sirpe* oder *Sirmende*.

Und ach ja, das *Gepsli*: Es ist das kreisrunde hölzerne Gefäss aus Dauben, das mit Reifen zusammengehalten wird und nicht tief ist. Es dient der Aufbewahrung der Milch. Das Wörtchen hat seinen Ursprung im althochdeutschen *gebiza* ‚Essgeschirr‘. *Gelte* und *Brente* sind weitere Bezeichnungen dafür – und werden nicht zuletzt auch als nicht unbedingt schmeichelnde Bezeichnungen für eine resolute Frau benutzt. Auch heute noch. ☺

march

Der Wägitalersee am  
Morgen. Kurz nach dem  
Tunnel von der Strasse  
fotografiert.  
Wer sehen kann, der sieht  
so was - und fotografiert's.  
FOTO: Stefan Zürer



ILLUSTRATION: Florian Fischer

# MUETTÄSEYLI



EINE ORIGINALE GESCHICHTE AUS  
DER MARCH ZUM FÜRCHTEN

von Rosa Schuler-Schwendeler

bi dä ä rächtig Angschthaas gsi, wän öppert ä sou öppis bbrichted hät. Au vo Muettäseyli isch d Red gsi. Dä bin i i dä Nacht under d Bettdecki gschloffa, iäch ha mi chuüm getruut richtig z Schnuufä. I miinerä Vourstelig han iäch öppädiä sogar ä so näs Ughüür gsey.

Im Muned Novämber hät dä Pfarrer Dietzendanner im altä Innerthal am Friitig und jedä Sunntig Oubig am Ffüfi, i dä Chilä für di armä Seylä än Andacht gha. Di gröisserä Goufä vo dä Schräh, mäischtens d Mäitli, händ dey wiit Wäg mösä machä, und dett mit em Pfarrer ä Rousächränz bättä. D Muetter Kathri isch ä gueti,

**E**il früenerä Jourä isch mer bi üüs im Tal hindänu recht abergläubisch gsi. Mängisch hät mer i dä Nacht öppis ghört giirä oder chnotzärä und scho isch ma am anderä Morgä küschäled wourdä. „Nächtig hät 's dä wider schöi gspäischtäred uf dä Tili obä. Mir Goufä händ das au nu glaubt. Iäch

aber ä strängi Frau gsi, sie hät käi Widerred toled. Dou hät z Cholderä und z Chienä nüüd abträit.

Maischtens isches uf em Häiwäg scho dunkel gsi. Duä hät mer nu käi Stroussä-Belüchtig oder Taschälampä gha. D Julä mii Muetter, d Idä, d Aloisä, d Fiinä und d Louisä, also miini Tantänä schländäred nou erä Andacht durfürä. A dem Oubig schliicht Näbel über d Fälde. Äs prässiert denä Mäitli überhaupt nöd häi.

„D Muetter sell fröili ächli Angscht ha, wän mir lang nöd häi chönd, säit äini.“  
„Das isch jo wider än eybigi Lengi ggängä dou i dä Chilä hindä, chienäd disi.“  
„Überhaupt, bschtändig setted mir bättä“, choldäreds vor siäch anä. Vos uf halbem Wäg gäg dä Täuffi, also dä Sumpfwisä fürä schlaarped, gehöreds vo wiitem öppert joumära-n und hüülä. Das Ghüül wird immer lüüter und lüüter und chunnt lengersi nöcher. Häi was isch au das. Diä Mäitli verchlupfed gheybsch.  
„Iäch lauffä käi Schritt mey wiiter säit d Julä.“  
Ufäinisch gsends vo wiitem dur dä Näbel ä wiissi Gschalt verbii huschä. Diä hüüled uhäimli, mer ghört dä Widerhall a dä Felswände.  
„Ou, das isch bimäich äs Muettäseyli. Händer das au gsey, chüschäleds zämä.“

## IÄCH HA HÜENERHUUT

„Gheybsch, mir häsäleds, iäch ha grad Hüenerhuut säit äini, iäch gou ä käi äinzigä Schritt mey wiiter.“  
„Aber dou bliibä dä ganz Oubig chömmer jo au nöd. Was mönd au mir machä?“

Underdessä hüüleds wiiter. Äs chunnt sogar nu nöcher. Diä armä Mäitli chönd vor Angscht schier ä Härzschlag über. Sii chüschäled liislig und stönd phabä zämä. Aber ufäinisch gout das Grüesch wiiter äwäg und plötzli isches mugs müüslitill.

„Das isch jo nu uhäimlicher“, sägeds zunänand.  
„Mir gönd niä mey dou duhinderä i d Chilä. D Muetter cha cholderä und brummälä we sie will, iäch gou nümä“, sägeds im Chour.

We uf Kommando lädäreds jetz durfürä. Nou ugfäär zäh Minutä chönds z hiirmettä dähäimä-n aa. D Julä hät das i spoiterä Jourä mängisch verzellt. Ä sou tifig sigeds chuüm ämoll häi gsprungä. Nouem Nachtässä mönd diä Mägdli nu abwäschä und d Chuchi uufruumä.

Am anderä Morgä mached siäch d Schrähgoufä wider uf dä Schuelwäg für durhinderä. Äs Stuck hindä chönd au d Mangätä Mäitli dazüä, natürlu au dä Mangätä Tünel. Är isch als ä rächtig Luusbueb bekannt gsi. Wän dey d Mäitli i där Umgäbig hät chönä zfürchtä machä, hät är di gröischt Fröid gha.  
D Mäitli vo dä Schräh händ underänand abgemacht, as sii vo dem Ughüür am letschtä-n Oubig i käinerä Mänschäseyli öppis tüeged sägä. Diä dääteds üüs jo glich nöd glaubä und uus blos uusfänzälä.

Dä Tünel lauft mit dä Mäitli und säit plözli schelmisch, „händer nächtig au äs Ughüür ghört hüülä?“ D Mäitli lueged änand grouss aa. „Worum“, säit Fiinä und git dä Julä ä Gingg, „häscht du äis ghört?“  
„Ja, ja, äs ghöirigs Muettäseyli, das hät gfüürchig ghüüled. Iäch has sogar gsey“, säit dey Bueb.  
„Näi, was verzellsch au du fürtigä Säich, äs git doch gar käi Muettäseyli, du spinsch doch“, säit wider äini.  
„Ja sicher, uf Eyr und Äid äs isch äis umä gsi. Das händ iir ganz sicher au gsey, iir sind doch im Rousächränz gsi.“

Dä Tünel hät schiinbar a dem Oubig äs wiises Lintuech über siäch gnou, und isch dämit umägfluttäred. Das hät 's doch bim Springä glupft und da hät 's würlu usgsey wena Gäischt.  
D Mäitli händ am Tuäni vo dem Bueb grad gemerkt, as dey das Ughüür gi isch. Aber diä Föid mögeds dem Strick nöd gwunä. Das moll isch em dä Schutz hindä-n usä. Wän dey wüsst, was diä Ärmschtä für nä Angscht usgstandä händ. Plözli isch dä Tünel müüslu still. Vo dem Böili ghört ‚er ufäinisch nüüd mey. „I dem hämmers grad au ämoll bsourged“, glächtered d Schrähmäitli, „mir glaubed aber ab jetz au nümä-n anes Muettäseyli.“

(Für die Abdruckrechte bedanken wir  
uns beim Giger Verlag, Altendorf)



UNSER GESCHENKTIPP:  
Für Freunde der Marcher Mundart empfehlen wir das Buch von Rosa Schuler-Schwendeler „Zwüüsched Aubrig und Etzel“. Giger Verlag 39,90 Franken

# Einsiedeln

Auf dem Weg nach  
Einsiedeln – wenn man  
über die Ibergeregg  
kommt.  
FOTO: Stefan Zürcher



# DAS NEUE KLOSTER- ARCHIV



EINE ERFUNDENE GESCHICHTE  
IN DEM REAL RENOVIERTEN  
UND RESTRUKTURIERTEN  
KLOSTERARCHIV ZU EINSIEDELN

von *Andreas Lukoschik*

**A**ls sich Anselm P.\* vor der prächtigen Fassade des Klosters Einsiedeln nach rechts gewendet hatte und nun durch das offene Tor über den noch dunklen Hof des Klosters schritt, knirschte der Schnee leise unter seinen Schuhen. Im Frühling blühte hier eine herrliche Kastanie. Jetzt ragte sie wie ein gestäubter Reisigbesen in den Himmel empor. Er liess den Klosterladen rechts liegen und wandte sich der Durchfahrt zu, die ihn zum nächsten Hof führte.

Er befand sich immer noch in dem für die Öffentlichkeit zugänglichen Bereich des Klosters. Und das sollte auch so bleiben. Schliesslich war er kein Mönch. Nur die durften sich in dem abgetrennten Zentrum des Klosters aufhalten. Zur Linken lag der langgestreckte Bau, der früher einmal die Schreinerei war und in diesem Jahr umgebaut worden war. Jetzt beheimatete er die Arbeitsräume des Klosterarchivs. Es war vieles einfacher geworden seit das Archiv reorganisiert und vor einem guten halben Jahr fertiggestellt worden war. Seit dem späten 18. Jahrhundert war das zum ersten Mal passiert. All die herrlichen Dokumente waren aus den barocken Feuertruhen herausgenommen und zusammen mit allen anderen Dokumenten nach Schwyz ausgelagert worden. Dort hatten



OBEN: Pater Joachim Salzgeber im alten Archiv mit den „Feuertruhen“, in denen die kostbaren Dokumente im alten Archiv lagerten.  
UNTEN: Der Lesesaal des neuen Archivs.

die Experten, die vom Kloster damit beauftragt worden waren, tausende Dokumente inventarisiert, fotografiert und digitalisiert. Jetzt konnten viele davon, auf dem Computer angeschaut werden – und Forschern in aller Welt zur Verfügung gestellt werden –, ohne dass die kostbaren Stücke in die Hand genommen werden mussten. Die Hilfe des Kantons samt seiner Kantonalbank war dabei nicht zu unterschätzen gewesen. Ohne sie hätte das Kloster die Neuarchivierung niemals geschafft. So gut waren die nachbarschaftlichen Beziehungen nicht immer. Wenn die Schwyzer das Archiv in der Dreikönigsnacht des Jahres 1314 in die Finger bekommen hätten, wäre von ihm kaum etwas übrig geblieben. Denn Archive waren schon immer juristische Gedächtnisse gewesen, weil sie Beweisstücke enthielten – wie Schenkungs- und Besitzurkunden des Klosters – sowie die Nachweise derjenigen Rechte, die ihnen die Herrscher eingeräumt hatten. Im Original. Die hätten ihnen die Schwyzer gerne abgenommen wie zum Beispiel die Erhebung der Einsiedler Äbte zu Fürsten durch König Rudolf von Habsburg. Heute aber, da Rechtsicherheit bestand, war die Schwyzer Regierung so etwas wie ein Freund.

Die Arbeitsräume des neuen Archivs waren das Ziel der morgendlichen Wanderung von Anselm P. Er hatte sich in den Tagen zuvor im Archiv angemeldet und klingelte nun an der massiven Tür. Mit einem leisen Summen öffnete sie sich und er trat ein. Er klopfte sich den Schnee von den Schuhen und betrat den angenehm warmen Raum. „Warm“ war der Raum nicht nur, weil er gut geheizt war. Vor allem seine Ausstrahlung war’s, die dieses Gefühl der Wärme vermittelte. Vielleicht lag es daran, dass alle Holzarbeiten von den Angestellten des Klosters gemacht worden waren – sogar aus dem eigenen Baumbestand des Klosters. Wie auch immer. Hier fühlte er sich wohl. Er setzte sich an den langen Tisch, der ein Geschenk des Architekten war, der die Umbauten geleitet hatte und machte es sich bequem und gestattete sich einen Blick zurück. Vieles war bei der Reorganisation des Archivs im Gedächtnis des Klosters wieder aufgetaucht. Der frühere Archivar, Pater Joachim Salzgeber, der 2012 gestorben war, hatte aufgrund seiner grossen Erfahrung natürlich meistens gewusst, wo welches Dokument zu finden war. Dennoch war es gerade er, der darauf gedrängt hatte, für die Zukunft das Archiv neu zu organisieren, damit sich jeder darin zurechtfinden konnte. Nicht nur er allein.

Sieben Jahre hatte es gedauert und erst in diesem Jahr war es fertig geworden. Einsiedeln war mit diesem Schritt seiner langen technischen Vorreiterrolle im Kanton Schwyz nachgekommen: Hier brannten die ersten Glühbirnen, hier lief der erste Dieselmotor zur Stromerzeugung und hier wurde sogar eine Art Faxgerät von einem der Mönche erfunden. Jetzt war ein modernes Archiv entstanden, in dem die Urkunden bis 1600 digitalisiert verfügbar waren und man im Archivinventar digital recherchieren konnte. Er musste lächeln, als er an den Bibliothekar in Umberto Ecos „Im Namen der Rose“ dachte. Der wollte die Erkenntnisse aus seinen Büchern nur wenigen zugänglich machen. Eine Einstellung, die das genaue Gegenteil von dem war, wie dieses Archiv genutzt werden sollte: Hier sollte jeder nach Herzenslust forschen können. Zum Teil sogar von zuhause aus – via Computer. Und davon machten immer mehr Gebrauch. Nicht zuletzt, weil es hier interessante Funde zu machen gab. Schliesslich wurden im Kloster Einsiedeln seit zig Jahren sehr spezialisierte Themen von den Patres erforscht. Das lag daran, dass viele von ihnen neben der Theologie noch ein zweites Studium abgeschlossen hatten. Denn in der abgeschiedenen Ruhe des Klosters hatten viele ihre Energie und Konzentration dem Studium gewidmet.

So war es Pater Damian Buck, der Anfang des letzten Jahrhunderts die grosse Naturaliensammlung erweiterte. Schon zu Goethes Zeiten war sie so berühmt, dass der Weimarer Geheimrat, als er das Kloster auf einer seiner Reisen besuchte, auch die Naturaliensammlung besichtigen wollte. Pater Damian erwarb für sie unter anderem eine bemerkenswerte Zahl an Tierpräparaten. Das Prachtstück war bis heute ein stattlicher Löwe, der sogar als lebendes Exemplar eine Zeit lang im Kloster lebte, ehe er zu gross – und zu hungrig wurde. ➔

\* Anselm P. ist keine reale sondern eine erfundene Person. Dass alle hier erwähnten Fakten und Zahlen mit den wirklichen Daten des beeindruckend renovierten Klosterarchiv stimmen, verdanken wir dem Archivar des Klosters Pater Dr. Gregor Jäggi und dem Leiter des Reorganisationsprojektes Dr. Andreas Kränzle. Dafür und für das ausführliche Gespräch, das die Grundlage für diesen Artikel bildet, unseren sehr herzlichen Dank.

Ebenfalls den Tieren zugetan war die Pferdezucht des Klosters. Auch hierüber fanden sich viele Belege im Klosterarchiv – von 1500 an. So konnte man darin Stammbäume der edlen und weniger edlen Pferde verfolgen sowie die Tatsache, dass die Pferde aus dem Kloster Einsiedeln in Norditalien den Namen „Cavalli della Madonna“ bekamen.

Und dann natürlich die Photographie. Sie war ein wesentlicher Bestandteil des Archivs. Von ersten Abzügen um 1850, die noch von Salzpapiernegativen erstellt wurden, über erste Farbbilder auf Glas Anfang des letzten Jahrhunderts bis zu heutigen Digitalaufnahmen fanden sich zigtausend Fotografien im Klosterarchiv. Sie waren Zeugen einer Zeit, die man sich heute nur noch schwer vorstellen kann. Wer genauer hinschaute, sah sehr viel mehr als nur die abgebildeten Menschen. Man sah ihre Sorgen, ihre Hoffnungen und ihren Lebenswillen. Zumindest empfand das Anselm P., wenn er in die Gesichter der Soldaten aus dem ersten Weltkrieg schaute, deren Fotos dem Kloster von ihren Angehörigen geschickt worden waren, um für sie den Segen Marias zu erbitten. Aber auch die Bilder vom Sihltal und den Menschen, die dort lebten, ehe das ganze Areal für die Stromgewinnung geflutet wurde, waren aussagekräftige Dokumente ihrer Zeit.

Anselm P. zog sich die Baumwollhandschuhe an, weil er in einem der von Hand geschriebenen Folianten nachschlagen wollte. Er hatte sich gestern Abend das „Jahrzeitbuch der Pfarrkirche Ufnau“ herauslegen lassen. Es handelte sich dabei um ein Buch, das um 1415 entstanden war und in dem für jeden Tag neben dem Schutzheiligen auch die Namen derjenigen verzeichnet waren, derer an diesem Tag mit Gebeten und Messen gedacht werden sollte – weil sie der Pfarrei Schenkungen und Stiftungen überlassen hatten. So wurden die weltlichen Interessen auf kluge Weise mit dem Gottesdienst verbunden und ihnen dadurch eine geradezu göttliche Legitimität gegeben. Heute konnte man aus den Jahrzeitbüchern die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der damaligen Zeiten ablesen. Und genau darum ging es Anselm P. bei seinen Studien.

*Kleiner Auszug aus dem Klosterarchiv: Fotos (der „Kloster Löwe“ – oben), Noten (Mozarts Handschrift – rechts unten), und technische Zeichnungen.*

Ein solches Thema zog natürlich nicht so viel Aufmerksamkeit auf sich wie die Musik. Sie spielte in Kloster Einsiedeln schon immer eine besondere Rolle. Deshalb hatte sie in der Musikbibliothek eine eigene Stätte, die europaweit zu den reichhaltigsten Sammlungen gehört. In ihr fanden sich wahre Trouvaillen wie ein handschriftliches Notenblatt von Wolfgang Amadeus Mozarts „Pariser Sinfonie“. Aber auch die Urversion der Schweizer Landeshymne lag als Handschrift des Komponisten in der Musikbibliothek, ebenso wie 29 Abschriften von Werken Michael Haydns, Kompositionen des jüngsten Bach-Sohnes, Johann Christian Bach, und 110 Konvolute der Salzburger Dommusik. Und das waren nur einige der Schätze. Der Ruf der Einsiedler Musikbibliothek war bereits seit Jahrhunderten so legendär, dass ein gewisser Johannes Brahms im Jahre 1856 das Kloster aufsuchte, um dort lagernde Kopien von Werken Frescobaldis für eigene Kompositionsstudien zu exzerpieren.

„Wenn man all das weiss,“ dachte Anselm P. mit einem vergnügten Lächeln, „nimmt es nicht Wunder, dass der Journalist, der am Eröffnungstag des neuen Archivs gefragt hatte, welche besonderen Highlights das Archiv denn enthalte, zur Antwort bekam: „Wenn Sie ein Highlight suchen, dann finden Sie es darin, dass das Kloster Einsiedeln von zahllosen Menschen über Jahrhunderte getragen wurde. Wir wären nichts, ohne all die Menschen – aus der Schweiz, aus Österreich, Süddeutschland, Frankreich und Norditalien – die den Wallfahrtsort so viele Jahre lang immer wieder aufgesucht haben. Diese Menschen sind das Highlight.“ Anselm P. empfand das – bei aller Freude über die vielen Schätze im Einsiedler Archiv – genauso. Und damit schlug er das alte Buch aus dem 15. Jahrhundert auf und vertiefte sich in seine Studien. 🍷



#### UNSER GESCHENKTIPP:

*Im Klostershop gibt es Weine aus dem klostereigenen Weingut am Zürichsee.*

*Der „Missa Dulcis“ aus dem Klostergut Leutschen in Freienbach am Zürichsee ist zwar eigentlich ein Messwein, aber auch für weltliche Genüsse sehr köstlich. Zum Beispiel als Dessertwein oder als Begleiter zu einer weihnachtlichen Gänseleberpastete. 23 Franken*



# ER KÄMPFT DER MENSCHEN RECHT

DER SCHWYZER VÖLKERRECHTLER WALTER KÄLIN ÜBER ANGELINA JOLIE, STILLE DIPLOMATIE UND DIE KUNST DES TIMINGS

von Andreas Lukoschik

**P**rof. Dr. Walter Kälin ist nicht nur ein international anerkannter Völkerrechtler, er ist in Einsiedeln geboren und in Rickenbach aufgewachsen. Inzwischen ist sein Lebensmittelpunkt Bern, wo er als Ordinarius für Völkerrecht an der Universität lehrt und von wo er sechs Jahre lang ehrenamtlich als „Vertreter des UNO Generalsekretärs für Binnenvertriebene“ in vielen diplomatischen Missionen tätig war. Er kümmerte sich in dieser Position um Menschen in Krisengebieten, die fliehen mussten, und Zuflucht im eigenen Land fanden. Dieses Mandat war zeitlich auf sechs Jahre begrenzt und endete im Herbst 2010. Unser Chefredaktor Andreas Lukoschik ist zu Professor Kälin nach Bern gefahren, um mit ihm über diese Zeit, seine Arbeit als Diplomat, künftige Pläne und seine Kindheit in Schwyz zu sprechen.

? Sie haben als UNO Vertreter sehr viel Leid gesehen.

! Ja, das stimmt! Manchmal kehren in ruhigen Minuten die Bilder all des Elends zurück: Die leeren Gesichter der Kinder in einer ungeheizten, feuchten und überfüllten Kollektivunterkunft im Südkaukasus mitten im Winter; die Familie in der Zentralafrikanischen Republik, die alles verloren hatte und im Wald unter einem Baum mit nichts als einem Kochtopf und ein paar Matten lebte; das 16-jährige Mädchen in Westafrika, das sich prostituieren musste, um sein Baby und sich zu ernähren, und bitterlich weinte, weil es nie mehr in die Schule zurückkehren würde,

die es vor der Flucht besuchte hatte; das riesige Internierungslager in Sri Lanka mit seinen Hunderttausenden von unterernährten, kranken und schwer traumatisierten Menschen, die die Kämpfe im Norden nur knapp überlebt hatten.

? Wie hält man das aus?

! Mir ging es ähnlich wie Ärzten: Solange man das Gefühl hat, etwas zu bewirken und den Leuten zu helfen, kann man damit sehr gut umgehen. Hätte ich mir eingestehen müssen, das Ganze sei sinnlos, dann wäre es effektiv schwierig geworden.

In meiner Position ging es formal gesehen darum, der UNO über die Situationen der Vertriebenen in den betreffenden Ländern Bericht zu erstatten. Faktisch ging es jedoch darum, bei Problemen, die ich sah, von der Regierung Zusagen für Verbesserungen zu bekommen, mit den humanitären Organisationen zu diskutieren, wie man deren Aktionen verbessern könne, mit den Geldgebern zu verhandeln, auch die öffentliche Meinung das eine oder andere Mal aufzurütteln, damit eine vergessene Situation wieder mehr ins Rampenlicht der Aufmerksamkeit gerückt wurde. Bei allen Frustrationen konnte ich schon einiges bewegen und oft den Eindruck gewinnen, dass meine Arbeit das Schicksal für viele Menschen konkret verbessern half.

? Nehmen wir das Beispiel Darfour, wo es um sehr viele Binnenflüchtlinge geht. Da denkt man als Nicht-Fachmann als Erstes an George Clooney. Was halten Sie von seiner Arbeit in diesem Zusammenhang?

! Wissen Sie, George Clooney war und ist ein wichtiger Advokat für diese Sache. Sein Einsatz kam mir übrigens nicht ganz ungelegen, denn ich hatte sehr große Schwierigkeiten mit der sudanesischen Regierung. Ohne Einwilligung



ILLUSTRATION: Maren Esdar

Der stille Diplomat und Völkerrechtler Prof. Dr. Walter Kälin.

der Behörden kann man nicht einfach in ein Land einreisen. Die sudanesishe Regierung hat mich in den Südsudan reisen lassen. Für Darfour bekam ich zwar auch grünes Licht, dann passten aber die von mir vorgeschlagenen Zeitpunkte den Behörden nie. Da wurde ich richtig ausgebremst.

? Können also solche prominenten Köpfe tatsächlich etwas bewirken und Ihnen etwas abnehmen?

! Sie bewirken in der Regel, dass sich Regierungen, die grundsätzlich humanitäre Aktionen unterstützen – wirtschaftlich oder politisch – innenpolitisch ein Stück weit unter Druck fühlen, auch in diesem konkreten Fall aktiv zu werden. Die Erfahrung zeigt, dass in Notsituationen die nötigen Gelder für humanitäre Hilfe erst dann fließen, wenn dafür in der Öffentlichkeit eine gewisse Aufmerksamkeit und Druck auf die Politik geschaffen wird. Nehmen Sie Angelina Jolie. Sie geht in Regionen, die in Vergessenheit geraten, wenn BBC, CNN und andere internationale Medien nicht mehr darüber berichten und die Karawane der Journalisten zur nächsten Krise zieht. Dazu als Beispiel Bosnien. Der Krieg dort ist seit 1996 vorbei. Was ich dort zehn und mehr Jahre später an „Wohnsituationen“ der Kriegsvertriebenen gesehen habe, war schockierend: Familien in verrosteten Metallcontainern neben der Abfalldeponie der Gemeinde, alte und kranke Frauen in halbverfallenen feuchten Gebäuden. Der Grund: Es war schlichtweg kein Geld da, um den Leuten zu helfen. Und wenn dann jemand wie Angelina Jolie die Aufmerksamkeit auf diese Situation lenken kann, dann passieren in der Folge viele Verbesserungen. Für die Menschen in Bosnien hat sie jedenfalls einiges erreicht. Aber nicht durch Aufsässigkeit, sondern durch sanften Druck.

Das ist ohnehin eine der Lektionen, die ich bei meiner Arbeit gelernt habe: Harte Kritik und

geballte Worte sind oft nötig, aber nützen ebenso oft nicht. Wer massiv kritisiert wird, reagiert erst mal mit Abwehr. Wenn Sie hier reinkommen in mein Büro und mir massive Vorwürfe machen, dann werfe ich sie erst mal raus. Vielleicht überlege ich mir dann, ob Sie nicht doch Recht gehabt haben. Nachher. Aber dann sind wir nicht mehr im Gespräch miteinander.

Harte öffentliche Kritik sollte erst zum Zug kommen, wenn alles andere versagt hat. Ich will damit nicht sagen, dass klare Worte nichts nützen. Aber erst einmal sollte man Brücken bauen, über die die Gegenseite auch gehen kann.

? Funktioniert das auch bei Diktatoren und solchen Figuren?

! Nicht überall. Es gibt Fälle, bei denen man von Anfang an den Zugang nicht hat und deshalb stille Diplomatie und Überzeugungsarbeit nicht möglich sind. Da gibt's dann nur die harte Tour. Aber prinzipiell funktioniert es auch bei autoritären Regierungen. Ein Beispiel: Ich war 2008/2009 sehr involviert in Sri Lanka, wo die Regierung im Anschluss an die militärischen Aktionen gegen die Tamil Tigers sehr viele Menschen, die aus den Kampfgebieten flohen, in geschlossenen Lagern internierte und verkündete, diese Menschen müssten dort drei Jahre bleiben.

Unser Anliegen war damals, diese geschlossenen Lager zu öffnen und die Menschen wieder freizubekommen. Ich konnte Sri Lanka mehrere Male besuchen und dabei mit der Spitze der Regierung vertraulich verhandeln. Meine und die Bemühungen anderer internationaler Abgesandter trugen sicher wesentlich dazu bei, dass die Regierung ihren Plan nicht umsetzen konnte und ab Herbst 2009 die Lager schrittweise öffnete. Bei solchen Verhandlungen kommt man mit Idealismus nicht weit, geht es doch um knallharte Interessenpolitik. Aber gute Diplomatie versucht zu identifizieren, welche Interessen

„...der Wagen hält „irgendwo“, Ihr Begleiter telefoniert dann mit „irgendwem“ und wenig später tritt der Rebellenchef hinter einem Baum hervor – und dann haben Sie dort ein Gespräch. Mitten im Busch.“

die Gegenseite hat, um zu schauen, ob man eine Win-Win-Situation herstellen oder zumindest in diese Richtung gehen kann.

? Waren Sie bei Ihren Missionen nicht den Medien und dem Tagesgeschäft ausgeliefert?

! Teilweise. Gibt es etwas Neues, dann rennen alle Medien dorthin. Das geschieht aber meist in einer frühen Konfliktphase, in der es noch zu früh ist, Lösungen zu finden. Meine Arbeit richtete sich oft auf Situationen, die nicht in den Schlagzeilen waren.

Ein Beispiel: 2010 – das war noch vor den großen Protesten in der arabischen Welt – gab es eine Konfliktsituation mit Aufständischen im Nordjemen. Da flohen im Winter eine Viertel Million Menschen aus dem Kriegsgebiet und fanden Zuflucht in sicheren Teilen des Landes. Die Situation spitzte sich zu, weil im März/April die humanitären Organisationen einfach kein Geld mehr hatten, um weiterzumachen, woraufhin die UNO die Nahrungsrationen um 50 Prozent kürzen musste. Dabei muss man wissen, dass diese Rationen ohnehin immer nur das Überlebensnotwendige beinhalten. Gleichzeitig kündigten die humanitären Organisationen an, dass sie im Juni des Jahres die Operationen ganz einstellen müssten. Eben weil kein Geld mehr da war. Da bin ich dann hingefahren, habe einen Bericht darüber gemacht und in der Folge in New York mit den Botschaftern wichtiger Länder aus dem Westen und dem Nahen Osten und auch mit der EU in Brüssel gesprochen. Dabei gelang es, die nötigen Mittel zu bekommen. Gleichzeitig – und das war ebenso wichtig – konnten wir die Regierung des Jemen davon überzeugen, für die Vertriebenen mehr Verantwortung zu übernehmen. Somit konnten für ein dringendes Problem Lösungen gefunden werden, ohne dass das gross in den Zeitungen war. Die Medien und die Öffentlichkeit muss man sehr strategisch einsetzen.

? Woher beziehen Sie Ihre Informationen darüber, wie sie mit diesen Situationen und den entsprechenden Personen umgehen müssen? Greifen Sie da auf Geheimdienstquellen zurück?

! Nein, keine Geheimdienste, die verfolgen viel zu sehr bestimmte Interessen. Es gibt zu den meisten Situationen Berichte von nicht staatlichen Organisationen, teilweise auch von Universitäten und dann gibt es bei der UNO das

„humanitäre Informationssystem“, mit dem man sich sehr gut vorbereiten kann.

Aber was es immer braucht, ist vor Ort mit den Betroffenen zu sprechen – den Behörden, lokalen Journalisten, den Opfern, und unter Umständen auch mit der Gegenseite, den Rebellen. Dafür habe ich bei allen meinen Missionen sehr viel Zeit verwendet.

? Wie finden Sie die Vertreter der Gegenseite, die ja oft von der Regierung verfolgt werden?

! Das hängt vom Konflikt ab. Wenn Sie nach Georgien gehen, haben Sie Regierungen von Abchasien und Südossetien, die von sich behaupten, sie seien unabhängige Länder. Die haben, auch wenn sie nicht anerkannt werden, so etwas wie einen Regierungssitz und einen Aussenminister, den man kontaktieren kann.

Um die Rebellen im Norden der Nordzentralafrikanischen Republik zu treffen, brauchte ich Leute, die die entsprechenden Kontakte haben. Mit denen fährt man dann irgendwo mitten in den Dschungel, der Wagen hält „irgendwo“, Ihr Begleiter telefoniert dann mit „irgendwem“ und wenig später tritt der Rebellenchef hinter einem Baum hervor – und dann haben Sie dort ein Gespräch. Mitten im Busch.

Das funktioniert allerdings auch nicht immer. Denn es braucht von Seiten der Rebellen ein gewisses Vertrauen. Das bedeutet, man muss glaubhaft zeigen können, dass man sich um das Schicksal der Menschen kümmert und nicht politisch entscheiden will, welche Seite im Konflikt im Recht ist. Allerdings suchen Rebellen oft eine gewisse internationale Anerkennung und finden es aus der propagandistischen Perspektive durchaus gut, von einem hohen UNO-Vertreter besucht zu werden.

? Hilft bei solchen Aufgaben der Status als Schweizer?

! Es gab verschiedene Situationen, in denen mir Regierungsvertreter gesagt haben: „Wir können Ihnen vertrauen, weil Ihr Land keine politischen Interessen in unserem Konflikt hat!“

? Sie gelten als der „Vater des Menschenrechtsrates“ – auch wenn Sie diesen Titel nicht so mögen. Der MenschenrechtsRAT hat die MenschenrechtsKOMMISSION abgelöst. Worin besteht der Unterschied? ➔

! Ausgangspunkt war die Frage: Wie kann man die Menschenrechtskommission verbessern? Ein Problem war zum Beispiel, dass sich die Kommission nur einmal pro Jahr traf – im März – weshalb sie nicht auf aktuelle Situationen reagieren konnte. Das zweite Problem der Kommission war, dass die Verfahrensregeln es möglich machten – und das beherrschten einige Länder sehr effizient – die Behandlung kritischer Fragen zu blockieren. Das hätte man natürlich ändern können, aber es galt die Regel, dass für Reformen Einstimmigkeit notwendig war. Denn das Misstrauen zwischen „den Guten“ und „den Schlechten“, war auf beiden Seiten derart gross, dass man befürchtete, durch einen Mehrheitsentscheid das Nachsehen zu haben.

Die Idee mit dem Menschenrechtsrat war eigentlich nichts anderes als der Versuch, diesen Gordischen Knoten zu zerschlagen. Weil die Menschenrechtskommission wegen des Einstimmigkeitsprinzips nicht reformfähig war, musste sie durch etwas Neues ersetzt werden. Es gab damals eine hochrangige Kommission ehemaliger Staatschefs und anderer grosser Namen, die für Kofi Annan einen Bericht zur Reform der UNO und des Sicherheitsrates erstellten. Diese Kommission hatte sich zur Menschenrechtsseite nicht geäussert und Frau Calmy-Rey, unsere damalige Aussenministerin, hat in einer viel beachteten Rede diesen Herren gesagt: „Die UNO steht nicht nur für Sicherheit und Entwicklung, sondern auch für Menschenrechte! Ihr Reformpaket muss diese Dimension aufnehmen.“

Kofi Annan hatte – wie sie – die gleiche Analyse gemacht und so kam das Thema „Menschenrechte“ dann in den Reformvorschlag für die Generalversammlung. Es war von daher gesehen einfach der richtige Moment.

? Aber es ist natürlich die Kunst der Diplomatie, den richtigen Moment zu erkennen.

! Ja, das ist es. Timing ist manchmal das Entscheidende (*lacht verschmitzt*).

? Sind Sie Kofi Annan im Laufe Ihrer Tätigkeit oft begegnet?

! Ab und zu. Ich wurde ja von ihm für diese Aufgabe ernannt. Ich war bei meinem Antrittsbesuch sehr beeindruckt von ihm, weil er mit der Problematik total vertraut war und mir ganz klar gesagt hat, was er von mir erwartete, nämlich:

„Sie müssen ein starker Anwalt für die Binnenvertriebenen sein“. Mit Ban Ki-moon hatte ich fast engere Kontakte. Er hatte mich beigezogen zu den Verhandlungen mit Sri Lanka.

? Klingelt dann hier in Ihrem Universitätsbüro das Telefon und der oberste Diplomat der UNO ist am Apparat?

! Ein bisschen. Er ruft natürlich nicht selber an, sondern sein Büro und lässt fragen, ob ich an der einen oder anderen Besprechung teilnehmen könnte.

? Und dann fliegen Sie nach New York?

! Manchmal. Aber man kann heute vieles mit Videokonferenzen machen.

? Ihr Mandat endete ja vor fast zwei Jahren. Haben Sie inzwischen wieder Lust international mitzumischen?

! (*lacht*) Ich werde für die schweizerische und die norwegische Regierung einen Auftrag übernehmen im Zusammenhang mit einer Initiative beider Staaten, das Problem der sogenannten Klimaflüchtlinge genauer anzuschauen. In der Presse ist es unlängst als „Nansen-Initiative“ vorgestellt worden. Der Klimawandel – ob menschengemacht oder nicht – hat negative Effekte. Das ist klar. Uns interessieren also nicht die Ursachen, sondern die Tatsache, dass Menschen deswegen von dort weggehen müssen, wo sie bisher gelebt haben.

Wenn Sie zum Beispiel in die großen Flüchtlingslager in Kenia gehen, dann finden sie neben den Flüchtlingen aus Somalia, die dort dem Krieg und Terror entronnen sind, ganz viele Nomaden, die wegen der lang anhaltenden Dürre ihre letzte Lebensgrundlage verloren haben. Ein anderes Beispiel: Im Südpazifik beginnen erste Umsiedlungen von besonders exponierten Inseln. Wie man mit solchen Menschen umgehen soll, ist international höchst unklar. Sie werden nicht verfolgt, sind also keine Flüchtlinge im Sinne des Völkerrechts, haben aber trotzdem keine Wahl, sondern müssen wegziehen, wenn sie überleben wollen.

Wir planen, uns mit den Ländern der betroffenen Regionen zusammenzusetzen, um zu schauen, wie man mit diesen Problemen am besten

umgehen kann: Welche Bereitschaft existiert in anderen Ländern, solche Menschen vorübergehend aufzunehmen? Wie kann man kooperieren, dass den Leuten am Ort geholfen wird? Was kann man für diese Menschen auf allen Ebenen tun – operationell und auch von den finanziellen Mechanismen her – um eine Umsiedlung oder Neuansiedlung zu ermöglichen, wo dies unausweichlich wird. Denn schließlich sollen sie wieder ein eigenes Leben führen können und nicht auf Dauer von humanitärer Hilfe abhängig sein.

All das wollen wir in einem konsultativen Prozess abklären, Forschungen in Auftrag geben und aus dem Ganzen eine internationale Agenda erstellen. Die soll zeigen, welche Mittel zur Verfügung gestellt werden müssen, welche neuen Rechtsnormen für den Schutz dieser Menschen es braucht und was an institutionellen Reformen nötig ist. Das Flüchtlingshochkommissariat befasst sich ja nur mit politischen Flüchtlingen und Kriegsflüchtlingen, wohingegen es für Menschen, die wegen Naturkatastrophen fliehen müssen, keine Institution gibt, die für sie zuständig ist. Und ganz wichtig: Die betroffenen Staaten sollen in die Lage versetzt werden, selbst mit diesen Herausforderungen umgehen zu können. Dazu brauchen wir gute und starke Organisationen an unserer Seite, die mit Naturkatastrophen umgehen können – wie technische Hilfswerke etc. All das muss erst aufgebaut werden.

Das ist, finde ich, eine spannende Herausforderung. Denn auf der Ebene der UNO gibt es keinen Konsens in dieser Frage. Es gibt immer noch Staaten, die aus verschiedenen Gründen das Thema nicht berühren wollen. Aber wir wissen, dass die direkt betroffenen Länder – wie Bangladesch, die Malediven, Kenia und viele andere mehr – an einem solchen Vorgehen interessiert sind. Und da finde ich es sehr gut, dass Norwegen und die Schweiz jetzt sagen: Da investieren wir was und wollen sehen, dass da ein Prozess in Gang kommt.

? Professor Kälin, woher kommt Ihr Engagement für die Menschenrechte?

! Ich denke, dass mich die Zeit im Internat des Klosters Einsiedeln geprägt hat. Denn Fragen

„Ich vermisse bis heute fast jeden Tag, dass ich hier in meinem Büro keine Berge sehe.“

nach Werten und Ethik sind in einer Klosterschule automatisch wichtig. Und zwar über den Katholizismus in einem eng kirchlichen Sinn hinaus. Genau solche Lehrer hatten wir an der Stiftsschule Einsiedeln – einen sehr beeindruckenden Philosophielehrer, Pater Rupert, einen sehr prägenden Deutschlehrer, Pater Adelbert – um nur zwei zu nennen.

Ein zweiter Einfluss hat familiäre Hintergründe. Mein Grossvater mütterlicherseits war

Österreicher und nach dem ersten Weltkrieg in russischer Kriegsgefangenschaft. Darüber wurde in der Familie oft gesprochen und dadurch ergab sich für mich eine andere Perspektive.

Ein drittes Element – das hat jetzt weniger mit den Menschenrechten zu tun, sondern mit dem Reiz, international tätig zu sein – war schweres Asthma in der Kindheit. Während der vielen, vielen Tagen, in denen ich da im Bett lag – wirksame Medikamente gab es damals wenige –, habe ich als Primarschüler aus einem kleinen Taschenweltatlas Landkarten abgezeichnet und auf diese Weise in der Enge der Krankenkammer von der weiten, weiten Welt geträumt.

? Wie lebt Ihre Kindheit und Jugend in Schwyz in Ihrer Erinnerung?

! Das Internat von Kloster Einsiedeln war schon nicht mehr so sehr Schwyz, sondern eher die Schweiz, weil die Mitschüler von überall her kamen. Von daher bin ich nicht so sehr der typische Schwyzer. Obwohl man sagen muss, dass es eben auch das in Schwyz gibt – so eine national anerkannte Schule mit Schülern aus dem ganzen Land.

„Schwyz“ bedeutet für mich eine glückliche Kindheit und Jugend. Mit sehr vielen Spielräumen: Im Wald, auf der Rotenfluh Ski fahren, viele, viele Freiheiten sich selbst zu erkunden und diese herrliche Natur zu genießen. Und damit sind wir beim zweiten Punkt – dieser wunderbaren Landschaft. Ich vermisse bis heute fast jeden Tag, dass ich hier in meinem Büro keine Berge sehe. Die Mythen, die Urner Alpen, der Fronalpstock, die Rigi, der Pragelpass, die Bödmeren – all diese herrlichen Landschaften. 🍷

Chäfe

Die Brücke von Rapperswil  
nach Hurden ist Teil des  
Jakobswegs von Konstanz  
nach Genf.  
FOTO: Stefan Zürer



Der Transport-Tycoon  
und Fussball-Fan  
Prof. Dr. Klaus Michael  
Kühne

ILLUSTRATION: Taren Esdar

## PROF. DR. H.C. KLAUS MICHAEL KÜHNE

EIN GESPRÄCH ÜBER DIE „KÜHNE STIFTUNG“, EUROPAS ZUKUNFT UND WAS RAFAEL VAN DER VAART UND KLAUS MICHAEL KÜHNE GEMEINSAM HABEN.

von Andreas Lukoschik

? Herr Prof. Kühne, Sie fördern mit Ihrer „Kühne Stiftung“ verschiedene Lehrstühle – an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, an der Tongji Universität in China, an der WHU – Otto Beisheim School of Management im deutschen Vallendar, an der Hochschule für internationale Wirtschaft in Bremen und an der Technischen Universität in Berlin. Alle forschen im Bereich „Logistik“. Um was geht es da?

! Im Zuge der Globalisierung und internationalen Arbeitsteilung hat sich die Logistik zu einem hoch komplexen Geschäft entwickelt. Ein qualifizierter Logistikdienstleister organisiert und steuert globale Lieferketten, erbringt zahlreiche Zusatzdienste und stellt als wesentliches Element seiner Dienstleistung Informationsflüsse sicher. In der Folge sind die Anforderungen an die Mitarbeitenden stark gestiegen.

Es genügt heutzutage nicht mehr, einen Transport zu organisieren und zu steuern, es müssen kundengerechte Systemangebote entwickelt werden. Deshalb hat die qualifizierte Aus- und Weiterbildung – auch auf Hochschulebene – einen grossen Stellenwert.

Gleichzeitig gilt es, eine praxisorientierte Lehre und Forschung zu etablieren. Dafür setze ich mich – neben der Nachwuchsförderung in der Logistik – ebenfalls mit meiner Stiftung ein.

In der anwendungsbezogenen Forschung geht es beispielsweise darum, Optimierungseffekte bei der Distribution von Konsumgütern zu erzielen oder es wird die Beziehung zwischen Transport und Umwelt erforscht, zum Beispiel wie man schadstoffarme Fahrzeuge zum Einsatz bringen kann. Die Themen sind vielfältig, zumal die Logistikforschung noch jung und in der Entwicklung ist.

Ich halte sehr viel von Kooperationen bei Forschungsvorhaben, das heisst die Professoren der von meiner Stiftung unterstützten Lehrstühle schliessen sich zusammen und untersuchen ein Thema aus verschiedenen Blickwinkeln und Fachrichtungen.

Kooperation und Teamarbeit werden auch in meinem Unternehmen Kühne + Nagel gross geschrieben. Durch die enge Zusammenarbeit aller Mitarbeitenden weltweit können wir den Kunden exzellente Logistikdienstleistungen von hoher Qualität bieten. Mein Ziel ist es, diesen Teamgedanken auch auf die Projekte meiner Stiftung zu übertragen.

? Gilt das auch für Ihre eigene Universität, die Kühne Logistics University in Hamburg?

! Die Kühne Logistics University ist noch relativ jung. Wir möchten sie durch Kooperationen mit

anderen Universitäten weiterbringen. Die zuvor erwähnten Universitäten befruchten den Aufbau der Kühne Logistics University, indem sie Anregungen geben, Kollegen in Gremien aufnehmen, Gastprofessuren übernehmen, Forschungsoperationen eingehen und teilweise auch die Lehrprogramme aufeinander abstimmen. Wir bieten an unserer Universität zwei Masterstudiengänge an und ab 2013 kann auch der Bachelor-Grad erworben werden.

? Ein weltweit tätiges Logistikunternehmen hat einen umfassenden Überblick über die wirtschaftspolitischen Zusammenhänge. Wie beurteilen Sie die nähere Zukunft Europas?

! Wir Europäer haben in den vergangenen 30, 40 Jahren ein starkes wirtschaftliches Wachstum erlebt; Rückschläge blieben weitgehend aus. Als im Herbst 2008 die US Investment Bank Lehman Brothers kollabierte, löste dies eine historische Finanzkrise und in der Folge eine weltweite Rezession aus. Auch in unserem Unternehmen hat dieser Rückschlag allen die Augen geöffnet; er wurde von der Geschäftsleitung sehr wirkungsvoll aufgefangen.

Derzeit entwickelt sich die Wirtschaft regional sehr unterschiedlich, die Krise kommt schleichend und ist gegenüber 2008 /2009 schwerer auszumachen. Das ist problematisch, weil viele die Entwicklung nicht erkennen und sich nicht konsequent genug darauf einstellen.

Ich trete dafür ein, Entwicklungen sehr früh und klar zu erkennen und daraus die notwendigen Maßnahmen abzuleiten. Vielleicht habe ich einfach mehr Erfahrung. Auf jeden Fall habe ich mich meistens nicht getäuscht.

? Das hört sich an, als ob es nicht so rosig wird?

! Es wird nicht rosig. Nein.

? Durch den Euro?

! Die Eurokrise überschattet die Wirtschaft, vor allem die Unsicherheiten und die ungenügende Stabilisierung Südeuropas sind problematisch. Durch die europäische Solidarität und das Erfordernis, dieses Problem gemeinsam zu schultern, werden die Auswirkungen der Krise auf allen lasten.

Dennoch wird der Welthandel weitergehen. Es gibt interessante Entwicklungen in Schwellenländern, was einen gewissen Ausgleich schafft. Aber gerade in Europa ist die Krise nie so tiefgehend gewesen wie heute. Der Euro schien für lange Zeit eine Erfolgsstory, doch plötzlich zeigten sich Schwierigkeiten. Die hätte man angesichts der übergrossen Verschuldung natürlich im Vorfeld erkennen können – aber man wollte es nicht.

Es wird lange dauern, bis die Schuldenkrise keinen beherrschenden Einfluss mehr haben wird. Ich gehöre in diesem Fall eher zu den Pessimisten, obgleich ich von Haus aus eher ein Optimist bin – sonst hätte ich Kühne + Nagel auch nicht so weit entwickeln können.

? Sitzt man in Schwyz auf der Insel der Glückseligen?

! Der Blick eines logistischen Weltkonzerns richtet sich naturgemäss nicht nach innen, sondern nach aussen. Deshalb nur so viel: Die Schweiz hat sich generell immer besser behauptet als andere Länder. Sie ist sehr geschickt in politischen Fragen, hat sich sehr klug an die EU assoziiert und nutzt die Vorteile, ohne selbst Mitglied sein zu müssen. Die Schweizer sind in dieser Hinsicht sehr schlau – ausserdem haben sie erstklassige Produkte für den Export.

Natürlich kommt – sobald der Wind mal ein bisschen von vorne weht – schnell Katastrophenstimmung auf. Das halte ich für übertrieben. Denn die Schweiz ist nicht nur politisch eines der sichersten Länder der Welt, sondern auch wirtschaftlich. Sie hat so gute Strukturen, dass sie immer zu den Gewinnern gehört – oder sich zumindest damit gut behaupten wird.

Und der Kanton Schwyz hat durch seine Steuerpolitik so viel Zulauf, dass er sich ebenfalls keine Sorgen machen muss.

? Wie sind Sie eigentlich damals von Hamburg aus gerade auf Schwyz gekommen. Warum nicht Zug?

! Das war eigentlich Zufall. Mein Vater hatte Mitte der Sechziger Jahre seinen Alterssitz in Lenzerheide genommen und eine kleine Holding gegründet, weil er die politische Entwicklung

in Deutschland eher skeptisch sah. Er hat alle Auslandsaktivitäten, die wir damals gerade zu entwickeln begannen, von dieser Schweizer Holding aus geleitet. Dann kam die Idee, dass wir diese Gesellschaft richtig mit Leben erfüllen und das Management auch in die Schweiz holen wollten, um freier in unseren unternehmerischen Entscheidungen sein zu können. Und so planten wir in Zürich die internationale Hauptverwaltung einzurichten.

In Zürich waren seinerzeit allerdings keine Arbeitsbewilligungen zu bekommen, deshalb empfahl man uns in einen sogenannten „Entwicklungskanton“ zu gehen. Das waren Schwyz, Unterwalden und Luzern. Diese Kantone waren interessiert, Firmen und natürliche Personen anzusiedeln. Die Entscheidung fiel auf Schwyz, da wir so nahe wie möglich an Zürich heranrücken wollten. Nicht zuletzt aufgrund der exzellenten Kooperation mit dem Kanton und mit der Gemeinde sind wir im Kanton geblieben. Wir werden hier sehr gut behandelt – haben uns aber auch immer gut betragen. Und mit 25 Minuten in die City von Zürich und 40 Minuten zum Flughafen – lässt es sich gut leben.

? Sehen Sie Parallelen zwischen der hanseatischen Mentalität und den Schwyzern?

! Grundsätzlich sind beide solide, bodenständig, zuverlässig, konservativ. Da gibt es durchaus Parallelen. Ein Hamburger hat keine grossen Probleme mit der Schwyzer Mentalität.

? Ihre Stiftung ist in vielen Bereichen tätig. Wie finden Sie die Themen, die Sie unterstützen. Sind das Dinge, die Sie persönlich gut finden und wozu Sie sagen: „Das mach ich jetzt!“ oder gibt es Berater, die Ihnen Themen vorschlagen?

! Die Themenfindung orientiert sich am Stiftungszweck und wird im Stiftungsrat definiert ☞

„Wir werden hier sehr gut behandelt – haben uns aber auch immer gut betragen. Und mit 25 Minuten in die City von Zürich und 40 Minuten zum Flughafen – lässt es sich gut leben.“



„...als Trainer hätte ich mich nicht bezeichnet. Eher als Regisseur. Also als der Van der Vaart von Kühne + Nagel.“

und verabschiedet. Bei grösseren Projekten lassen wir uns extern beraten beziehungsweise holen Gutachten ein, laufende Projekte werden teilweise auch extern evaluiert. Neben der Logistikförderung unterstützt meine Stiftung insbesondere die medizinische Wissenschaft, humanitäre, karitative und kirchliche Anliegen sowie kulturelle Vorhaben.

Im Rahmen unseres Engagements zeigen wir uns auch für die gute Zusammenarbeit mit dem Kanton erkenntlich. Seitdem wir hier sind, haben wir Kontakte zum Kloster Einsiedeln und sind mit Abt Martin ins Gespräch gekommen. Wir haben gern mitgeholfen, Renovationen durchzuführen und Veranstaltungen zu unterstützen. Es sind

meist mittlere Projekte, die wir fördern, manchmal aber auch ein grösseres. So haben wir die Renovation der St. Meinradskapelle am Etzel mit einer Million Franken unterstützt.

Darüber hinaus fördert die Stiftung den Musiksommer am Zürichsee, das Lucerne Festival und das Opernhaus Zürich.

? Ist Musik Ihr Thema?

! Ja, Musik ist Thema Nummer 1. Dann noch etwas Literatur. Bildende Kunst fördern wir eher nicht.

? Woher kommt diese Leidenschaft für die Musik?

! Meine Frau und ich besuchen gerne Opern, Konzerte und Festspiele. Meine Frau ist noch mehr der Musik zugetan, weil sie sehr musikalisch ist und könnte – wenn sie sich dazu ausbilden liesse – so manche Opernarie selbst singen.

? Stichwort „HSV“. Sie haben dem „Hamburger Sportverein“ zu einem wunderbaren neuen Spieler verholfen. Was reizt Sie am Fussball?

! Ich hänge als Hamburger noch sehr an meiner Heimatstadt und fahre immer wieder gerne dorthin. Und Fussball ist eine Leidenschaft, die sich bei mir von Kindesbeinen an entwickelt hat. Nicht als aktiver Spieler, aber als Zuschauer.

Vor fünf Jahren bin ich durch Zufall mit dem HSV ins Gespräch gekommen, damals ging es bereits um Rafael van der Vaart, der zwar noch in Hamburg spielte, aber abzuwandern drohte. Zu diesem Zeitpunkt schlossen sich einige Hamburger zusammen, um ihn in der Hansestadt zu halten. Das war eine Sammlungsbewegung, in der man sich aber nicht einig wurde. Und so verliess van der Vaart Hamburg.

Ich blieb aber mit dem HSV im Gespräch, da ich trotzdem etwas für den Verein tun wollte. Es gab ein Investitionsmodell, um neue Spieler zu engagieren, an dem ich mich beteiligt hatte. Leider war ich der einzige – und der Verein machte keinen guten Griff mit den Spielern, die sie einkaufte. Denn seitdem ging es mit der Mannschaft eher bergab als bergauf.

Ich hatte die ganze Zeit nicht locker gelassen und mir in den Kopf gesetzt, dass es mit Rafael van der Vaart etwas werden müsste. Zumal er auch sehr an Hamburg hing und gern mit seiner Familie zurückkommen wollte. So ergab eins das andere und ich habe in der Tat in den zurückliegenden sieben, acht Wochen vor dem Transfer ständig telefoniert und an allen Strippen gezogen, um es möglich zu machen. Der Verein indes glaubte gar nicht, dass dieser Deal wirklich realisiert werden könnte. Ich habe ihn ein bisschen dahin getrieben, dass er Flagge zeigt und wir zusammen das Projekt angehen. An Spannung fehlte es bis zur letzten Minute nicht. Erst kurz vor Abschluss der Transferperiode war der Deal perfekt.

Das Ganze geschah mit meiner Unterstützung, die in diesem Fall sehr weitgehend gewesen ist. Aber es war eine einmalige Aktion, die ich so häufig nicht wiederholen möchte. Auf jeden Fall muss man jetzt erst einmal sehen, ob sie etwas bringt. Denn das ist – wenn Sie so wollen – natürlich Risikokapital. Im Fussball kann man die Dinge nicht voraussehen und man kann dieses Engagement auch nicht mit kommerziellen Aktivitäten vergleichen.

? Was mögen Sie an van der Vaart?

! In seiner ersten Hamburger Zeit war er ein Top-Spieler, der die Mannschaft geführt hat. Absolut der Regisseur, der Mittelpunkt des Teams. Er hatte viele Tore geschossen und war

ein sympathischer Typ. Spieler und Verein passten damals einfach zusammen.

Persönlich kannte ich ihn zu jener Zeit nicht. Ich habe ihn erst kennengelernt, als er vor dem Transfer bei mir hier zuhause war – als die ganze Sache gerade akut wurde.

Nun wollen wir mal abwarten, ob dieses Unterfangen von Erfolg gekrönt sein wird. Damals war er jedenfalls der Kapitän, um den die ganze Mannschaft herum aufgebaut war. Man kann ja nicht einfach nur auf elf gute Spieler setzen. Sie müssen aufeinander abgestimmt sein, was Spielkunst und persönliche Mentalität betrifft. Zudem müssen sie intuitiv zusammenarbeiten, um Erfolg zu haben. Die meisten Mannschaften haben eine Leitfigur, die die Mannschaft formt und Regie führt. Das ist van der Vaart. Jetzt kann man nur hoffen, dass die anderen Spieler von ihm mitgerissen werden und der Mannschaft als Ganzes dienen.

? Gibt es eine Parallele zwischen dem fussballerischen und einem logistischen Netzwerk?

! Ja sicherlich. Wenn man in der Logistik stark sein will, muss man ein Team bilden. Erfolgreich ist nicht der Einzelne, sondern immer ein ganzes System von unterschiedlichen Leuten, die gut zusammen arbeiten und ein echtes Verständnis füreinander haben. Das haben wir bei Kühne + Nagel in sehr hohem Masse erreicht – was eindeutig eines unserer Erfolgsrezepte ist.

Dieses hohe Mass an Zusammenarbeit, bei der jeder einzelne den anderen unterstützt und ergänzt, ist in der Fussballmannschaft genau so. Diese Parallele können Sie durchaus ziehen.

? Welche Rolle haben Sie in Ihrem Unternehmen? Sind Sie der „Trainer“?

! Ich habe ja meine operative Tätigkeit bei Kühne + Nagel beendet. Aber als Trainer hätte ich mich nicht bezeichnet. Eher als Regisseur. Also als der Van der Vaart von Kühne + Nagel. (lacht) 🙄



Der Junior-Chef der Wollerauer Meister Schmuck AG Fabian Meister.

ILLUSTRATION: Maren Esdar

## DIE MEISTERKLASSE

BEI MEISTERSCHMUCK IN WOLLERAU ENTSTEHEN EHERINGE, EDLER SCHMUCK UND „HERRENSPIELWAREN“ DER BESONDEREN ART

von Andreas Lukoschik

**D**er normale männliche Zeitgenosse – zu dem sich auch der Verfasser dieser Zeilen rechnet – verfügt über keine besonders tief gehenden Kenntnisse darüber, wie edler Schmuck hergestellt wird. Das ist nicht nur eine Wissenslücke, sondern der Verzicht auf die Freuden einer besonders männlichen Lust. Denn in jedem Mann schlummert (mehr oder minder stark) die Lust am Handwerk. Beim einen rührt sie sich im Baumarkt, wenn er Pressluft hammern gegenübersteht. Beim anderen angesichts der sorgsam betriebenen Vermählung von HighTech und Handwerkskunst, wie sie bei der Firma Meister in Wollerau gepflegt wird.

*Wenn ich Sie, verehrte Leserin, bei dieser Einleitung nicht angesprochen habe, dann nur deshalb nicht, weil ich in Ihrem Sinne argumentiere. Verlangen Sie nicht von dem Mann, der schon der Ihre ist oder es bald sein soll, dass er Ihre Lust am goldenen Glanz filigraner Ringe und dem verführerischen Funkeln reinweisser Brillanten teilt. Das liegt uns Männern nicht. Wenn es Ihnen gelingt, ihn zum „BigLove“ der Meister Schmuck AG zu bewegen (eine Art „Tag der offenen Tür“), wird er – wie erwähnt – seiner Lust am Handwerk erliegen. Auch dann, wenn er nur*

*kundigen Goldschmieden bei der Arbeit zuschauen darf. Was Sie davon haben? Ganz einfach: Er beschäftigt sich dann mit einem Thema, das Ihnen lieb – und ihm nicht selten zu teuer ist. Deshalb muss er einen Eindruck davon bekommen, was den Unterschied zwischen Billigimporten aus dem Reich der Mitte und der Kunst von Schweizer Gold-, Platin- und Diamantexperten ausmacht. Nicht nur im Preis, sondern vor allem im Gegenwert, den er für seine Franken bekommt. Damit Sie, verehrte Leserin, den eigenhändig ausführen können. Nicht den Franken. Den Gegenwert. In Gold.*

## HighTech & Handwerk vermählen sich hier

Was macht also der Schweizer Gold- und Edelstein-Experte in der HighTech Manufaktur in Wollerau? Vor allen Dingen: WIE macht er es? Fabian Meister, der junge Chef des flott gebliebenen, 115 Jahre alten Traditionshauses, übernimmt kenntnisreich und unterhaltsam selbst die Führung. Auf der untersten Ebene des schwungvoll in eine Kurve der Hauptstrasse von Wollerau geschmiegtten Gebäudes befindet sich die HighTech-Abteilung, in der geschmiedete Rohlinge aus Gelb- respektive Weissgold – manchmal auch aus Platin – vorbereitet werden. Viele dieser Technologien findet man weltweit nur in diesen Räumen – weil das Meister-Team sie selbst entwickelt hat und immer weiter entwickelt. Da gibt es eine computergesteuerte (CNC) Fräse, die Ringrohlinge in der jeweils gewünschten Grösse dreht und ihnen Einschnitte verpasst, in die später beispielsweise ein Millimeter grosse Edelstahlkugeln für die perfekte Lagerung des „Girellos“ eingefügt werden. Ein „Girello“ ist ein Ring, der aus zweien besteht – einem inneren und einem äusseren. Dazwischen befindet sich das besagte Kugellager, damit frau den Ring, wenn er am Finger steckt, drehen kann, wobei sich der Innenring nicht über die Haut des Fingers bewegt. Der „Girello“ ist nicht nur patentiert sondern auch eine Arbeit, die man goldschmiedetechnisch in die Rubrik „ChampionsLeague“ einordnen darf. In der Eheringabteilung werden die Oberflächen

der Ringe gestaltet, die zum Beispiel eine bestimmte Struktur haben sollen oder ein Diamantenband tragen werden. Zudem werden weitere Ringe unterschiedlicher Legierung – wie Rotgold aber auch aus Platin – bei 825 Grad Hitze unter hohem Druck miteinander verschmolzen. Mit den Worten der Meister: „Hier wird die Liebe geba-cken!“ Was eindeutig ein Kommentar zum Thema Trauringe ist. Die sind eine Spezialität des Hauses, die im gesamten Entstehungsprozess stets im Zweierpack bearbeitet wird. Denn Goldschmiede haben individuelle Handschriften und so ist sicher-gestellt, dass beide Ringe wirklich gleich aussehen. Auch wenn der eine meist etwas grösser ausfällt als der andere.

## Der Unterschied zwischen Blinkblink und Meister-Brillanten

Bemerkenswerterweise haben alle Meister-Mitarbeiter von ihrem Arbeitsplatz Sicht auf den Zürichsee. Das fördert nicht nur das Betriebsklima und die Arbeitszufriedenheit. Es sorgt gleichfalls bei allen für das Bewusstsein, etwas Schönes zu schaffen.

Die Ausnahme vom Seeblick-Arbeitsplatz findet sich eine Ebene höher – bei den Diamanten-Damen. Die arbeiten unter dem starken Licht spezieller Lampen, damit sie besser erkennen können, ob die Diamanten auch das richtige Feuer haben. Die Steine kommen meist direkt von Diamanthändlern aus Antwerpen. Sie werden lotweise eingekauft. Während man andernorts auch für kleine Einkäufe seitenlange Verträge aushandelt, gehen dort ganze Pakete (Lots) mit Diamanten per Handschlag über den Tisch. Es hat seine Vorteile, wenn seit Generationen bei denselben Händlern eingekauft worden ist. Denn obwohl der Chef Fabian Meister gelernter Gemmologe ist, kann er, so wenig wie andere Experten, alle Steine eines Lots vor dem Kauf genau prüfen. Besonders dann nicht, wenn alle eine kalibrierte Grösse haben müssen. Wohlgermerkt, hier geht's um Brillanten – also im Brillantschliff bearbeitete Diamanten von 1,35 bis 1,45 Millimetern Durchmesser.

Da braucht es mehr als eine Lupe, nämlich spezielle Lichtverhältnisse, Farb-Vergleichssteine – und eine ruhige Hand. All das haben die beiden Diamantgutachterinnen im zweiten Stock. Sie trennen

die guten von den schlechten Steinen eines Lots. Dabei kommen zwar die Guten für die weitere Verarbeitung ins Töpfchen, aber die Schlechten wandern nicht ins Kröpfchen. Denn jetzt greift der oben erwähnte Vorteil, wenn Juweliere seit Generationen bei den selben Diamanthändlern kaufen: Der Verkäufer nimmt beanstandete Steine von solchen langjährigen Kunden zurück. Was er erstens bei anderen nicht tut. Und zweitens diese Retouren den Lots anderer Kunden beimischt. Eigentümlich? Gewiss. Aber so läuft dieses Geschäft seit Jahrhunderten.



Deshalb ist es wichtig, bei einem Juwelier respektive eine Marke zu kaufen, die lange im Geschäft ist UND dem Diamanthändler einen gewissen Umsatz mit Steinen bringt. Mit solch sicheren Käufern will es sich nämlich kein Verkäufer an der Diamantbörse verderben. Stellt sich die Frage wie viele Diamanten zurückgehen? Es sind – sage und schreibe – 20 bis 25 Prozent. Aus dieser harten Auslese ergibt sich das fünfte C, das beim Kauf von Diamanten wichtig ist. Die ersten vier sind Cut (Schliff), Colour (Farbe) Clarity (Reinheit) und Carat (Gewicht). Das fünfte ist Confidence (Vertrauen). „Auf dieses fünfte C sind wir besonders stolz,“ sagt Fabian Meister. Nicht zu unrecht.

*Verehrte Leserin, diesen Zusammenhang muss Ihr Begleiter vor dem nächsten Kauf wissen. Dann ist das schon mal die halbe Miete. Für Sie und ihn.*

## Nicht die Fassung verlieren!

Gleich neben den Diamantgutachterinnen, die ihr gesamtes professionelles Augenmerk auf die Steine richten, damit die nach allen Regeln der Schleifkunst funkeln, arbeiten die Herren, die diese Steine in Ringe einfassen. Wiederum mit Seeblick – und sehr viel handwerklichem Geschick. Denn während die Arbeit in der unteren Ebene sehr stark von Maschinen geprägt ist, geht es eine Etage höher um die Kunst des Goldschmiedehandwerks. Die Diamanten, die hier in Ringe, Armbänder und Trauringe gefasst werden, müssen nicht nur an der richtigen Stelle sitzen, sie müssen dort auch sitzen bleiben. Dazu arbeiten die Juwelenfasser zwar von Hand – aber unter dem Mikroskop. Und mit Hilfe eines kleinen HighTech-Geräts: Das arbeitet wie ein sehr kleiner und präziser Presslufthammer und hilft so dem Juwelenfasser bei seiner Arbeit. Die Diamanten werden je nach Design auf unterschiedliche Arten gefasst.

*Wie? Das lassen Sie sich am besten am Ort erklären – und auch gleich zeigen. Schliesslich soll die Handwerkslust ... naja, Sie wissen schon.*

Beim Laser-Gravieren können dann auf den Ring oder in seine Innenseite, Geburtsdaten, die Kennenlerngeschichte, eine Handschrift oder der persönliche Fingerabdruck eingraviert werden. (Abb) Der Laser, der heutzutage etwas grösser ist als der dicke Montblanc Füller, hat den Vorteil, dass er dauerhafter graviert und nicht – wie die Diamantgravur-Maschine – einen Grat zurücklässt. Das herausgelaserte Gold ... verdampft nämlich! Zum Schluss dieses Schöpfungsprozesses werden die Ringe poliert. Dabei ist noch mehr Aufmerksamkeit und Erfahrung nötig als bei allen Schritten zuvor. Denn, wer die Ringe zu lange an der Polierscheibe belässt, zerstört die filigranen Details, die die Handwerker zuvor mit liebevoller Mühe erschaffen haben.

*Wenn Sie, verehrte Leserin, denjenigen, der Sie beschenken soll, so weit herumgeführt haben, dann sollten Sie Fabian Meister fragen, was er denn für den Herrn an Ihrer Seite in der Pipeline hat. Eine Frage, die ihn erstaunen wird. Denn bei den Meisters findet sich von einer Taschen-Astro-Disc, über eine Sonnenuhr in Münzgrösse bis zum Sonnenkompass eine reichhaltige Auswahl an „Herrenspielwaren“, die ihn nicht nur begeistern sondern auch schmücken. Lassen Sie ihn da ganz in Ruhe spielen und sich etwas aussuchen. Denn danach sind Sie dran! 🍷*



LINKS: Die „Herrenspielware“ Sonnenuhr.

UNTEN: Der Fingerabdruck als Lasergravur.

**UNSER GESCHENKTIPP:**  
*Sollte der „BigLove“ bereits vorbei sein und der nächste nicht sehr bald anstehen, obwohl Sie Bedarf für ein Geschenk aus Edelmetall samt strahlenden Diamanten haben, bleibt Ihnen der Gang zum Juwelier Ihres Vertrauens oder ins MEISTER Geschäft in Luzern am schönen Vierwaldstättersee. Ein angenehme Perspektive.*

*Damit Sie für diesen Moment nicht ganz unvorbereitet sind, hier schon einmal die Website – für den Informationsvorsprung zuhause:*  
[www.meisterschmuck.com](http://www.meisterschmuck.com)

# DIE SCHWEIZ IST DAS LOCH IM EUROPÄISCHEN KÄSE

UNSERE HEUTIGE KOLUMNISTIN  
MAJA LALIVE SIEHT EUROPA ALS  
FRAU MIT WEITBLICK

**W**ie der Feinschmecker weiß, sind Schweizer wahre Meister in der Herstellung und Pflege von Löchern im Käse und haben darin eine jahrhundertealte Tradition. Der weitgehend käseunkundige Kurt Tucholsky war es jedoch, der im Jahr 1931 unter dem Pseudonym Kaspar Hauser den theoretischen Überbau, zum Umgang mit Löchern lieferte. In seiner Abhandlung „Zur soziologischen Psychologie der Löcher“ schreibt er: „Das Merkwürdigste an einem Loch ist der Rand. Er gehört noch zum Etwas, sieht aber beständig in das Nichts, eine Grenzwa- che der Materie. Das Nichts hat keine Grenzwa- che: während den Molekülen am Rande eines Lochs schwindlig wird, weil sie in das Loch sehen, wird den Molekü- len des Lochs ... festlig? Dafür gibt es kein Wort.“

Richtig. Allerdings Worte. Deshalb finden Sie an dieser Stelle von nun an „Sätze mit Rand- bezug“. Soll heißen Kommentare, die sich mit dem Rand des Schweizer Lochs – also dem europä- ischen Käse – beschäftigen. Einige wollen den Randbezug eher intensivieren, andere das Loch. Weil die Gedanken frei sind, die Worte auch und die Schweiz eine lange Tradition der Neutralität hat, bleiben wir als Redaktion gegenüber der hier geäußerten Meinung – neutral. Im besten Fall regt sie erst einmal auf und dann an – zu Gesprächen und Überlegungen.

Schon Tucholsky machte sich dazu Ge- danken: „Wenn ein Loch zugestopft wird: wo bleibt es dann? Drückt es sich seitwärts in die Materie? Oder läuft es zu einem andern Loch, um ihm sein Leid zu klagen – wo bleibt das zugestopfte Loch? Niemand weiß das: unser Wissen hat hier eines. Wo ein Ding ist, kann kein andres sein. Wo schon ein Loch ist: kann da noch ein andres sein? Und warum gibt es keine halben Löcher?“

Fragen über Fragen, die unsere Kom- mentatoren hoffentlich beantworten können. Auch wenn ihre Namen nicht mit einem großen „B“ beginnen und mit einem „locher“ aufhören. In jedem Falle aber gilt: „Das Loch ist ein ewiger Kom- pagnon des Nicht-Lochs: Loch allein kommt nicht vor, so leid es mir tut. Wäre überall etwas, dann gäbe es kein Loch, aber auch keine Philosophie und erst recht keine Religion, als welche aus dem Loch kommt. Die Maus könnte nicht leben ohne es, der Mensch auch nicht: es ist beider letzte Rettung, wenn sie von der Materie bedrängt werden. Loch ist immer gut.“ So weit Tucholsky.

Lesen Sie jetzt einen Kommentar von Maja Lalive. Sie war Kommunikationschefin bei Landis & Gyr und Nationalrätin, arbeitet heute als Beraterin in Freienbach und hat sich der Kunst verschrieben. Ihre besondere Leidenschaft gilt dem Felsklettern. Nicht nur wegen der besseren Übersicht. Auch um auf neue Ideen zu kommen. ➔

Hier die korrekt Quellenangabe der Tucholsky'schen Betrachtungen: „Die Welt- bühne, 17.3.1931, Nr. 11, S. 389.“ Danke Kurt.



STATEMENT VON MAJA LALIVE

Schwitzend steige ich im Dunkeln den Wald hoch. Wir sind auf dem Weg zum Einstieg einer Klettertour am Badile. Wir stolpern im Dunkeln über Wurzeln und Steine, kämpfen uns den steilen Weg hoch. Endlich langen wir an der Hütte an. Schnell eine Tasse Tee getrunken, dann geht es weiter – über Felsplatten, Wiesebänder, Blumenfelder. Traumhaft.

Eigentlich Zeit zum Meditieren – wäre da nicht der unerledigte Artikel übers sich vereinigende Europa in meinem Hinterkopf. Mir fällt nichts Neues dazu ein. Es ist so viel darüber geschrieben und gesagt worden. Ach Ihr Musen, wo seid Ihr?

Nur die Eselsbrücke „KiloMeTerThal-EuEr UrPoKal“ kommt mir in den Sinn, die mir als Schülerin half, mich an die Namen der neun Musen Klio, Melpomene, Terpsichore, Thalia, Euterpe, Erato, Urania, Polyhymnia, Kalliope zu erinnern. Aber – wo bleiben sie? Welche von ihnen verleiht meinen Gedanken Flügel?

Immer höher geht es hinauf, schon streifen Sonnenstrahlen unsere erhitzten Gesichter, da dringt aus dem Tal ein Gebimmel zu uns herauf. Gebimmel? Von Kuhglocken? Wo hat es denn hier Kühe? Kühe. Kuh. Stier. Europa! Heureka! Ich hab's. Europa – und die Sage von Europa, der schönen Tochter des Königs von Phönizien. So nannten die Menschen einst den Landstreifen an der östlichen Mittelmeerküste auf dem Gebiet der heutigen Staaten Israel, Libanon und Syrien.

Die Sage erzählt davon, dass der griechische Göttervater Zeus – ein allseits bekannter Ehebrecher und Verführer – in heißer Liebe zu der Königstochter entflammte. Er nahm die Gestalt eines weissen Stieres an und liess sich inmitten einer Kuhherde in die Nähe einer am Meer spielenden Gruppe Jungfrauen, in der sich auch Europa aufhielt, treiben. Angetan von der Sanftheit des Tieres näherte sich die Schöne dem Stier und fand sich auf dessen Rücken wider. Er entführte die Phönizierin nach Kreta, wo sich Zeus dann in göttlicher Gestalt zu erkennen gab.

Die liebliche Europa erwiderte seine Liebe und gebar ihm drei Söhne. Wie es die Göttin der Liebe, Aphrodite, prophezeit haben soll, ist der Kontinent auf dem wir leben später nach ihr benannt worden. Griechenland ist also nicht nur politisch und philosophisch die Wiege Europas. Der Sage nach verdankt Europa den Griechen auch seinen Namen.

Denn: „Europa“ setzt sich aus dem griechischen eurys, was soviel wie „weit“ bedeutet und aus ops, das sich mit „Sicht“ oder „Gesicht“ übersetzen lässt, zusammen. Mit anderen Worten heißt Europa die „Frau“ mit der „weiten Sicht“ oder „die „Frau mit dem schönen Blick.“ Europa eine Frau – ein schöner Gedanke. Möglicherweise „weicher“ als andere Kontinente, „reifer“ und „idealistischer“. Überdies ausgestattet mit einer kulturellen und sozialen Vielfalt sowie einem hochgradigen Gespür für Dinge der Gemeinschaft und der Verschiedenartigkeit. Eben eine Frau mit dem Blick nach vorn in die Zukunft.

Europa ist – das zeigt ein Blick auf die globale Landkarte – optisch ein kleiner Fleck: Der Wille, sich als Gemeinschaft weiterzuentwickeln, liegt deshalb auf der Hand. Die Idee eines föderativen Staatengebildes mit Namen Europa ist bestechend. Es ist ein Gedanke, der rasch und leicht Anhänger findet. Manche sprechen allerdings von „blinder Liebe“, wenn von einem vereinten „Europa“ geschwärmt wird. Aber – wir sollten Europa und den Versuch der europäischen Union nicht gering schätzen. Die Idee war und ist lauter – auch wenn das Aufbauen und das Umsetzen mitunter von schrillen Tönen begleitet worden ist und wird.

Wenn wir unsere eigene Geschichte betrachten – ausgehend vom mythischen Jahr 1291 – dann lernen wir sofort: Die Stände haben Jahrhunderte gebraucht, um sich zusammenzuraufen. Die wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Meinungsverschiedenheiten waren gross. Bis 1848 der moderne Bundesstaat gegründet wurde, ist viel Blut geflossen.

Also darf festgehalten werden: Ganz friedfertig und ohne Misstöne hat sich unser Gemeinwesen nicht entwickelt. Wir wurden oft totgesagt. Aber: Der Wille, unsere Staatsform als

die beste der uns bekannten Staatsformen umzusetzen, hat stets die Oberhand behalten. Sicher, einer „Willensnation“ geht erklärermassen das Emotionale, Utopische ab, das mit großen Visionen verknüpft wird. Da ist es gut zu wissen, dass dort wo ein Wille ist, in aller Regel auch ein Weg gefunden wird. Auch wenn er ab und zu steinig und steil ist.

Die Schweiz ist ein Teil des Europas, das ein kulturelles Erbe darstellt und einen Wirtschaftsraum bildet. Das sollten wir erhalten und pflegen. Nicht, dass die Welt ohne Europa nicht funktionierte – aber aus meiner Sicht wäre sie ohne es um einiges ärmer, als sie es heute ist. Denn auf unserem Kontinent ist viel errungen worden: Ein ethischer Wertekodex, politische und gesellschaftliche Strukturen und Formen des Zusammenlebens, wirtschaftliche Systeme, kulturelle Leistungen. Das sollten wir nicht aufs Spiel setzen, wenn nun – angesichts wirtschaftlicher und finanzieller Herausforderungen vor die Europa und die Welt gestellt sind – gestritten und um Vorteile gerungen wird.

Der manchmal harte, fast kriegerische Umgangston – auch unter Europäern oder zwischen EU-Mitgliedstaaten und gegenüber der Schweiz – ist fehl am Platz. Dort, wo die Werte eines über Jahrhunderte auf- und ausgebauten Einvernehmens in Fragen des Rechts- und des Staatsempfindens mit Füßen getreten werden, dort spielen irgendwann auch Menschenleben keine Rolle mehr.

Unser Land war und ist in vielfältiger Weise mit diesem Kontinent verknüpft, unsere Identität ist europäisch – so stark sie von unseren natürlichen ehemaligen Lebensbedingungen auch geprägt ist. Wir verkörpern wie kaum ein anderes Land Europas Vielfalt. Wir haben keine eigene Landessprache – wir haben Dialekte und das Rätoromanische; ansonsten sprechen wir seit Jahrhunderten Deutsch, Französisch, Italienisch – und seit jüngstem immer mehr Englisch und weitere international weit verbreitete Sprachen

Uns ist ein Teil der Raffinesse europäischer Kultur zu eigen – und auch nicht – wir haben unseren Eigensinn, unsere Eigenheiten. Geisteswissenschaftlich sind wir Europäer.

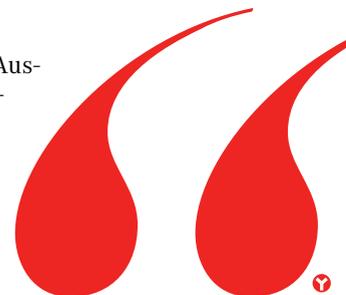
Durch und durch. Unsere Seele jedoch empfindet meist berglerisch und bäuerlich. Harte Winter zwangen uns früh zu vorausblickendem Handeln. Das und unsere Sesshaftigkeit, Schollenähe und Zuverlässigkeit sowie unser Fleiss sind uns geblieben. Hinzu kommen unsere kulturelle und wirtschaftliche Offenheit. Das alles gepaart mit Respekt und kluger Voraussicht bildet die Voraussetzungen, um den Weg in ein Europa als politische und wirtschaftliche Organisation zu gehen.

Respekt, weil Respekt die Grundlage fruchtbarer Beziehungen ist. Kluge Voraussicht, weil jeder David gegen jeden Goliath nur bestehen kann, wenn er nicht mit dem Säbel rasselt oder seine Muskeln spielen lässt. Intelligenz, Innovation, Ausdauer, Charme, kluge Voraussicht, strategisches Gespür und taktische Intelligenz sind die besten Voraussetzungen für ein allseits gedeihliches Zusammenwirken. Auch dafür liefern die Musen beziehungsweise die griechische Mythologie mit dem findigen Odysseus ein beredtes Beispiel und Vorbild.

Europa als Kontinent, als Wiege unserer kulturellen und politischen Identität und die Europäische Union als politisches Konstrukt eines grossen Teils dieses Kontinentes werden ihren Weg finden. Der Wille ist da. Die Gemeinschaft auch. Doch dazu braucht es Zeit, Geduld und Toleranz. Mit der Brechstange kommt man nicht ans Ziel. Das lehrt auch unsere Geschichte. „Reculer pour mieux sauter“, sagen französischsprachige Eidgenossen. Ein weiser Spruch, den sich Europa merken sollte, will es nicht in einigen Jahren vor einem Scherbenhaufen stehen.

Wir sind schneller als erwartet auf dem Gipfel angekommen. Entschlossenheit, kluge Voraussicht und Respekt vor dem Berg haben uns ans Ziel geführt.

Traumhaft der Ausblick. Ein Meer von Bergspitzen flimmert in der Sonne. Europa so weit der Blick reicht. Wir mittendrin. Tragen wir Sorge. Zu uns und zu Europa.





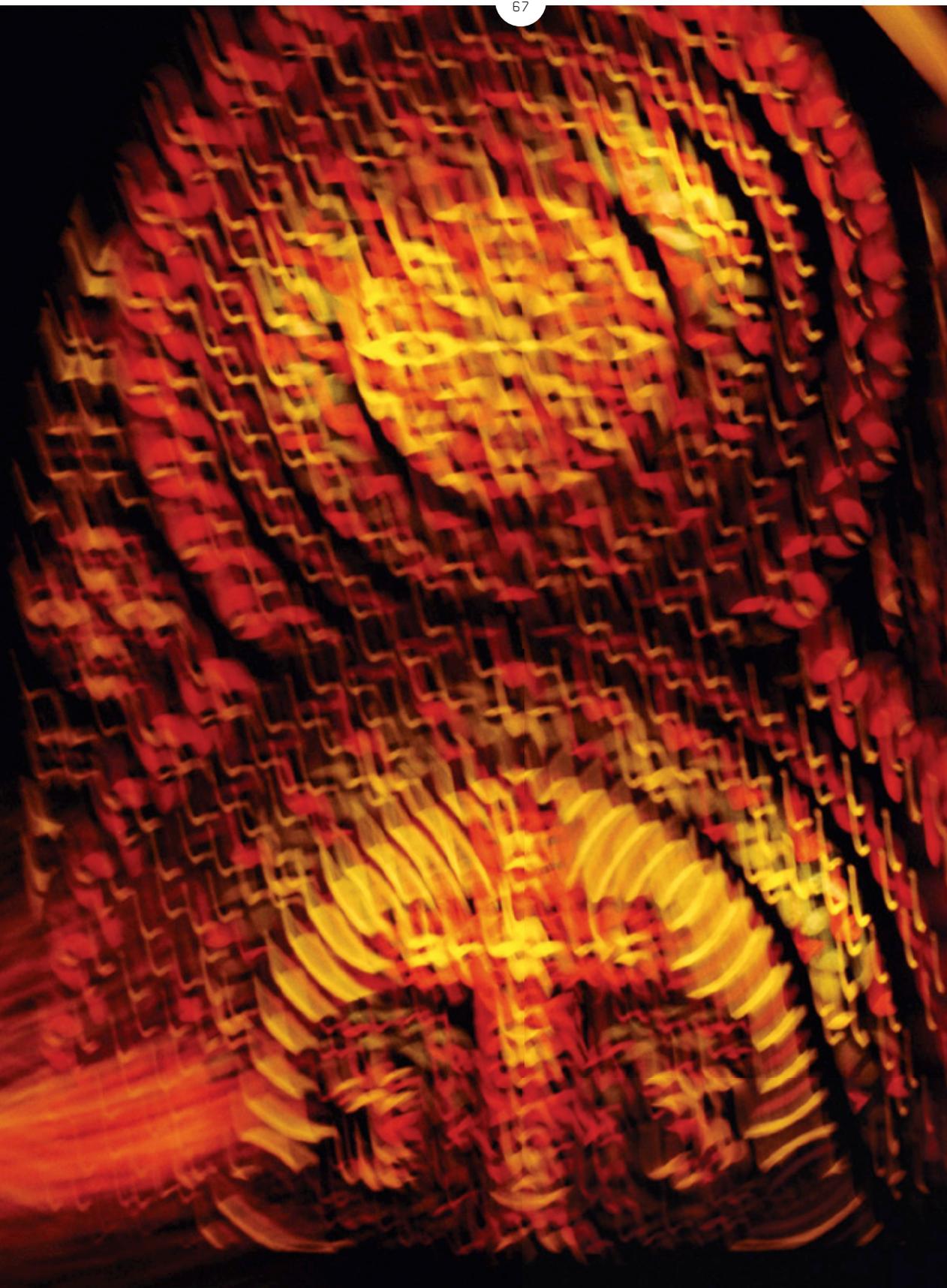
*Blick vom Wanderweg  
auf der Rigi hinab auf  
den Vierwaldstätter See.  
FOTO: Stefan Zürrer*

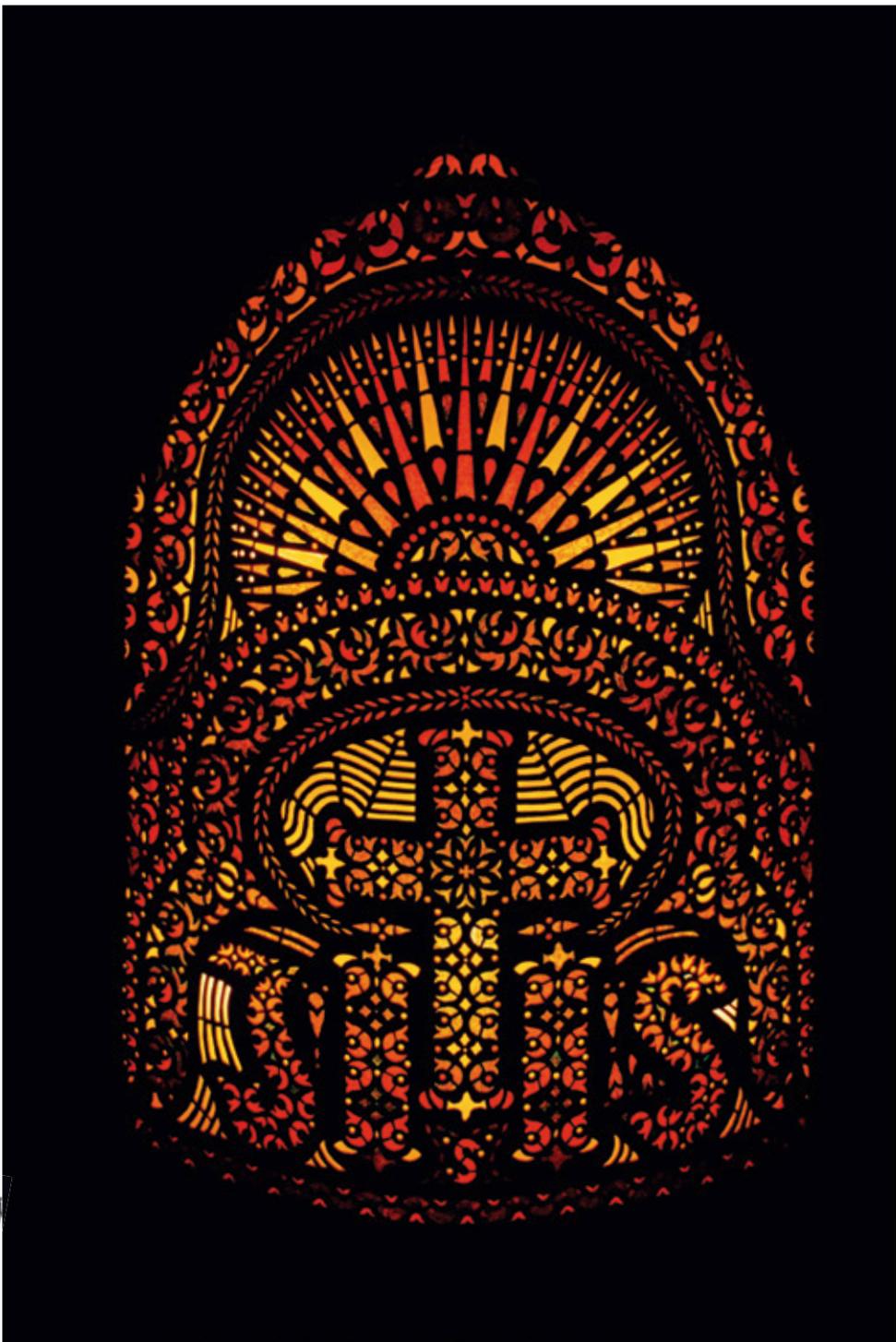
# DAS „KÜSSNACHTER CHLAUSJAGEN“ - SCHÖN, EINDRÜCKLICH, UNERREICHT

AM ABEND DES 5. DEZEMBER IST GANZ  
KÜSSNACHT AUF DEN BEINEN

*von Andreas Meyerhans, Wollerau*

*Auf dieser und den folgenden  
Seiten:  
Stefan Zürrer's Impressionen  
vom Umzug der Iffelen beim  
„Küssnachter Chlausjagen“.*





Die Brauchtumsfigur des „Samichlaus“ (Sankt Nikolaus) ist am 6. Dezember sowie an den Tagen zuvor und danach in der Zentralschweiz omnipräsent. Nirgends allerdings erreicht der Brauch des „Chlausnens“ respektive des „Klausjagens“ eine solch eindrückliche und lebendige Form wie in Küssnacht. Ob Räber, Sidler, Gössi, Dober, Seeholzer, Suter, Diener oder Meyer, ob Anwalt, Lehrer, Handwerker oder Bankangestellter: Am Abend des 5. Dezember ist die ganze Region Küssnacht auf den Beinen, um den ins Christliche umgedeuteten Brauch des Dämonen-austreibens vor der Wintersonnenwende (21. Dezember) zu begehen.

Gab das Klausjagen in Küssnacht Anfang des 20. Jahrhunderts noch Anlass zu Ärgernis und stand vor dem Aus, ist der Anlass heute die bekannteste und publikumsträchtigste Veranstaltung dieser Art in der Schweiz. Tausende von Besucherinnen und Besuchern säumen die Strassen von Küssnacht, wenn nach 20.15 Uhr die mittlerweile über 1500 Umzugsteilnehmer mit einem Böllerschuss auf den Weg geschickt werden. Dies ist das Verdienst der 1928 gegründeten St. Niklausengesellschaft. Sie hat es geschafft, das damals stark kritisierte wilde Treiben der Küssnachter Männerwelt – das Klausjagen ist bis heute dem männlichen Teil der Bevölkerung vorbehalten – in geordnete Bahnen zu lenken und aus einem unorganisierten Anlass ein imposantes Licht- und Lärmspektakel und einen national bekannten Schaubrauch zu machen. Die Spuren des Klausjagens reichen in die Frühneuzeit zurück. Im Küssnachter Ratsprotokoll findet sich 1732 der Vermerk, dass Auswüchse junger Trychler und Hornbläser gebüsst wurden. Der Ursprung der Iffelen (Infuln), des wohl augenfälligsten Requisites des Küssnachter Klausjagens, ist unbekannt. Bekannt ist, dass sie schon um 1900 getragen wurden. Ihre Herstellung ist mittlerweile zu einer eigentlichen Kunst geworden. Der Wahl der Motive und der Farbkombinationen sind kaum Grenzen gesetzt; auf traditionellen Darstellungen sind die Figur des heiligen Nikolaus und ein Kreuz sowie die Buchstaben JHS als christliche Zeichen zu finden. Die Grösse variiert zwischen einem halben Meter und zwei Metern.

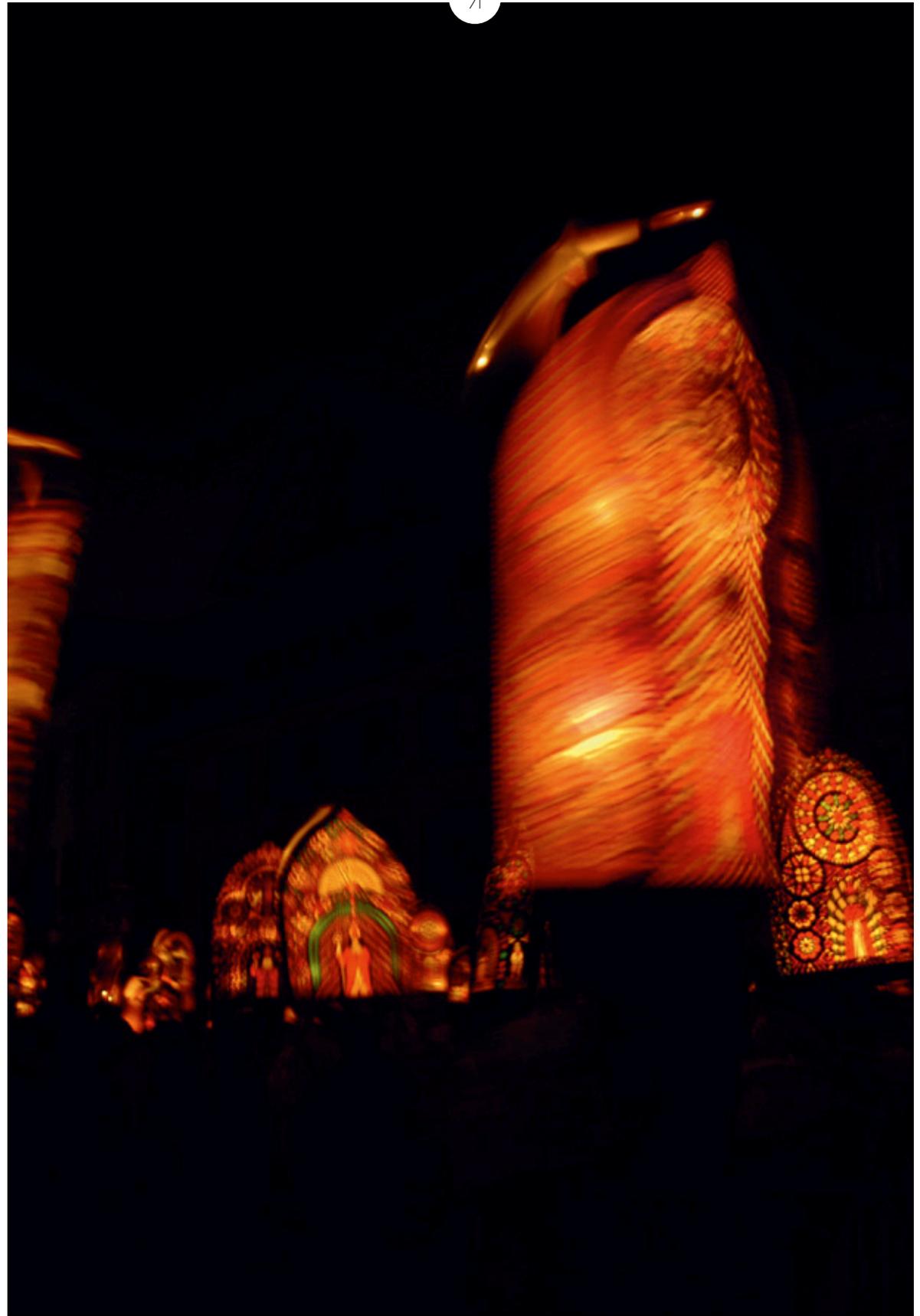
Die Ifflentragers – beim Umzug im Jahr 2010 waren es 235 der über 1900 Mitglieder der St. Niklausengesellschaft – stellen den visuellen

Höhepunkt des Umzugs dar. Auf den Besucher wirken aber noch ganz andere Eindrücke. Die den Umzug anführenden Geisselchlepper sorgen für ein wohliges Schaudern – wobei insbesondere die Schafgeissel, die doppelhändig geführt werden muss, viel Geschicklichkeit erfordert.

An das Lichtermeer der Iffelen schliesst sich St. Nikolaus im Bischofsornat an, begleitet von Schmutzlis und Fackelträgern. Hinzu kommen Musikanten, die den traditionellen Dreiklang – zweimal kurz, einmal lang – spielen. Den Musikanten folgt der Harst der Klausjäger, mittlerweile gegen 1000 Trychler, die ihre Treicheln in gleichmässigem Takt schwingen. Den Schluss des Zuges bilden die Hornbläser, die mit Kuh- und Ochsenhörnern die letzten Geister aus den Gassen von Küssnacht vertreiben. Mit dem Ende des Umzugs gegen 22.40 Uhr ist das Klausjagen noch lange nicht beendet. Die Teilnehmer sind in Gruppen – sogenannten „Zügli“ – im Dorf unterwegs. In den Gasthäusern herrscht Hochbetrieb. Wer noch mag, nimmt frühmorgens am „Sächsi-Zügli“ teil. Damit findet ein eindrücklicher Brauch nach einer langen Nacht sein Ende.

Für die Mitglieder der St. Niklausengesellschaft selbst ist das Klausjagen der Höhepunkt intensiver Tage, die mit der Generalversammlung eine Woche vor dem Klausjagen und der anschliessenden „Generalprobe“ ihren Auftakt nehmen. Samichlausgruppen besuchen Schulen und Familien, während die Dörrbirnenkommission die traditionelle Bescherung organisiert und Geschenkgutscheine an kinderreiche Familien, Kranke, Betagte und Bedürftige verteilt. Für den eigenen Nachwuchs wird ebenfalls aktiv gesorgt: So nahmen am Schülerumzug 2010 über 400 Jugendliche teil, darunter 113 Ifflentragers.

Das Klausjagen ist dank der Weitsicht einiger Küssnachter vor über 80 Jahren in die Form gebracht worden, die heute alljährlich Tausende begeistert. Trotz grosser Konkurrenz ist das Küssnachter Klausjagen an Schönheit, Wucht und Eindrücklichkeit immer noch unerreicht. Eine lebendige Tradition, der sich eine Region mit grossem Engagement verschrieben hat – und die man unbedingt einmal im Leben live erlebt haben sollte: die nächste Möglichkeit besteht am 5. Dezember. 🍷



*gersau*

*Hier stand unser  
Fotograf knietief im  
Schnee und schaute  
von Gersauer Grund in  
Richtung Beckenried.  
FOTO: Stefan Zürcher*

# DIE SPINNEN DOCH!

HOCHOFFIZIELL SOGAR!  
ALS EINZIGE SEIDEN-  
SPINNEREI EUROPAS.  
IM VERTRÄUMTEN GERSAU.

von Andreas Lukoschik

„Geheimtipp“ darf das, was die Geschwister Camenzind tun, mit gutem Recht genannt werden. Denn erstens sind die Produkte ihrer Marke „Swiss Mountain Silk“ eine wirkliche Entdeckung. Und zweitens liegt ihre Fabrikationsstätte an einem ziemlich verborgenen Ort.

Wer ihn aufsuchen will, den führt die schmale „Bachstrasse“ – gegenüber dem Restaurant „Schwert“ am Ufer des Vierwaldstättersees – bergan. Wer es geschafft hat, bis dorthin weiterzufahren wo sie „Bläuistrasse“ heisst, muss warten, bis er denkt, hier könne auf keinen Fall mehr eine Fabrik kommen. Just in dem Augenblick tun sich rechts und links des Weges die Fabrikationsstätten der Camenzind + Co AG auf.

Mit 35 Mitarbeitern stellen hier Nicole Camenzind und ihr Bruder Mathias Seidengarner her, die hochbegehrt sind. Denn aus ihnen werden in anderen Fertigungsstätten Seidentücher, feine Wäsche und sogar Teppiche gewebt. Deren Namen sind keine Geheimtipps, sondern solche bekannten Marken wie Zimmerli of Switzerland, Hanro, Petit Bateau. Selbst die Lieferanten des feinen Pariser Couture-Haus Hermès bestellen hier das Garn, aus dem die Seidenschlingen für den feinen Männerhals geknotet werden. Vulgo: Krawatten.

Solch hohe Qualität kann natürlich nicht in gigantischen Mengen hergestellt werden. Aber

100 Tonnen Seide sind es schon, die jährlich aus dem fernen China angeliefert und zu den feinen Fäden gesponnen werden, aus denen die Träume sind, in die manch Dame von Welt ihren gepflegten Körper zu hüllen trachtet.

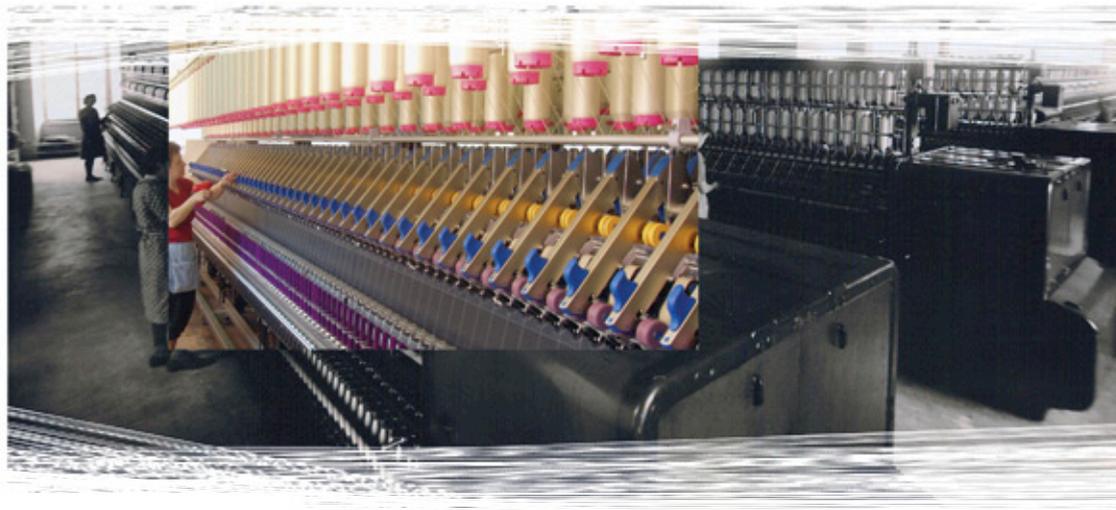
Manche stehen auch einfach drauf. So wie der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika – einerlei welcher Partei er angehört. Oder Madonna. Beide haben Teppiche, die mit Seide aus Gersau gewebt sind. Madonnas Teppich zeigt nichts. Er ist nur kuschelweich. Oder sollte es besser „sexy weich“ heissen? Egal. Beim US-Präsidenten liegt der Teppich in dessen Büro, dem „Oval Office“. Auf ihm ist das „Seal of the United States“ mit dem Wahlspruch „e pluribus unum“ zu sehen. Das heisst soviel wie „aus vielen eines“. Das bezieht sich zwar auf die ungezählt vielen Ethnien, aus denen sich das amerikanische Volk zusammensetzt, gibt aber auch sehr schön wieder wie die Camenzinds spinnen. Aus vielen hunderttausend Fäden wird einer. Und was für einer. Doch dazu später mehr.

Gersauer Seide hat nicht nur die Weihen des mächtigsten Mannes der Erde. Sie bekommt ebenso den Segen des Allerhöchsten. Denn zu den weiterverarbeitenden Betrieben, die „Swiss Mountain Silk“ verwenden, gehören einige Klöster. Die färben die naturweißen Fäden und weben daraus Messgewänder. Die Auftragsbücher dieser auf Paramente – das sind die oft kostbar ausgeführten liturgischen Tücher und Gewänder für christliche Gottesdienste – spezialisierten Klöster sind auf Jahre hinaus gefüllt. Sie sind treue Kunden der Camenzinds. Möglich, dass auf diese Weise „Swiss Mountain Silk“ sogar bis in den Vatikan gelangt ist. Genauer ist darüber nicht bekannt. Aber die Vermutung scheint nicht abwegig.

Auch Vertreter anderer Religionsgemeinschaften setzen auf „Swiss Mountain Silk“.



Die beiden Gersauer Edel-Spinner Mathias und Nicole Camenzind.



*Tradition und Innovation  
gehen bei den Camenzinds  
Hand in Hand.*

Mit 200 Kilogramm dieser Güte lässt sich der Globus einmal umspannen. Eine solche Qualität schafft keine andere Spinnerei.

steht es so auf den Bestellungen, die aus dem nordafrikanischen Königreich auf den Tisch des kleinen Büros am oberen Ende von Gersau flattern.

Klein aber fein machen's die Camenzinds eben. Das ist bekanntlich das Schwierigste überhaupt. Denn mit riesigen Maschinenparks ganze Märkte einzudecken ist keine Kunst sondern eine Frage des Kapitals. Als kleines Unternehmen indes Höchstqualität anzustreben – und die zu halten – das geht nur mit Leidenschaft. Und dem unabdingbaren Willen zu Höchstleistungen. Die Camenzinds schaffen das. Seit fünf Generationen. Naturgemäß ist das eine lange

Arabische Scheichs lassen sich zum Beispiel ihre Flugzeuge mit kostbaren Teppichen auslegen – aus Seide „made in Gersau“. Und sogar „Sa Majesté le Roi de Maroc“ – also „Seine Majestät der König von Marocco“ – bestellt in Gersau Seidengarne für die Stoffe, die für seinen Hof gewebt werden. Zumindest

Geschichte. Aber wir machen es kurz: Mailand war im 18. Jahrhundert die Seidenmetropole der Alten Welt. Von dort gingen Waren in alle Länder Europas – das damals noch nicht so hiess. Die Seiden mussten über den Gotthard transportiert werden. Sie passierten also zwangsläufig die Region Schwyz, wenn sie an die Königshöfe der nördlichen Reiche gelangen sollten. Weil die Schwyzer ein schlaues Völkchen sind und schon damals nichts gegen gute Geschäfte einzuwenden hatten, gründete Augustin Reding 1728 das erste Seidenverlagshaus – so hiessen die Seidenproduzenten damals.

Wer in jener Zeit Seide produzierte, bekam die Kokons nicht aus China, sondern aus der Lombardei, wo die Seidenzucht damals ihren Höhepunkt erreicht hatte. Der erste Schritt bei der Produktion von Seidenstoffen war der, den feinen Faden zu finden, der den Kokon umgab, und möglichst viel von dem 3000 Meter langen Faden unversehrt abzuspulen. Das ist nicht einfach, weil die Kokons hart und fest sind. Schließlich sollen sie die Raupe, die sich im Kokon entwickelt, beschützen.

Um trotzdem an den kostbaren Faden zu gelangen, musste der Kokon aufgeweicht werden. Der Prozess wurde „Seidenfäule“ genannt und war – der Name sagt es – mit einer gewissen Geruchsbelästigung verbunden. Deshalb lagerten die Schwyzer Handelsherren ihn nach Gersau



aus. Später bauten sie die entsprechenden Spinnereien hinzu. Mittlerweile wird dieser Teil des Herstellungsprozesses – dankenswerterweise – in China erledigt, so dass heute nur noch Säcke aus dem Reich der Mitte angeliefert werden, in denen sich Stränge mit 100 Meter langen Seidenfäden befinden. Die werden „Seidenkammzüge“ genannt und sind der Stoff, aus denen die Camenzinds in unglaublich vielen und kleinteiligen Arbeitsschritten reissfeste Seidengarne höchster Qualität spinnen.

Schaut man sich ihre Spinnerei an, kommt man sich vor wie bei der sonntäglichen „Sendung mit der Maus“. In den grossen Hallen stehen beeindruckende Maschinen, bei denen auch Laien genau verfolgen können, wie beim Lauf durch dicke Seidenkammzüge vieltausend, hauchdünne Seidenfädchen untersucht und analysiert werden. Und wie Passagen mit Verdickungen und Knötchen technisch elegant daraus entfernt werden. Aus denen weben andere Hersteller später Bouretteseidenstoffe.



#### UNSER GESCHENKTIPP:

*Obwohl bei der*

*Camenzind+Co AG nur Garne für Unternehmen produziert werden, die sie weiterverarbeiten, gibt es dort auch ein Produkt, das Endverbraucher bei ihnen kaufen können. Es ist ein eleganter Schal in Naturweiß. Gewebt von einem der Lieferanten des Pariser Couture-Hauses Hermès. Er ist 165 Zentimeter lang, 35 Zentimeter breit und besteht zu 65 Prozent aus Seide und zu 30 Prozent aus feinem Kaschmir. Gemischt und gesponnen in Gersau. DAS hat wohl jeder Mensch gern am Hals.*

*Für 195 Franken lässt sich damit höchst exquisite Freude unterm Weihnachtsbaum auslösen.*

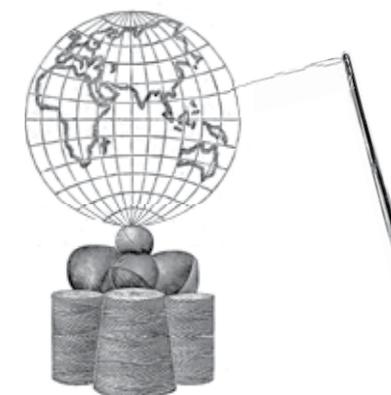
*Zu Bestellen über:*

*[www.natural-yarns.com](http://www.natural-yarns.com)*

In den darauf folgenden Arbeitsschritten werden die dicken Kammzüge zu immer dünneren Fäden gekämmt, gezogen und gedreht, bis sie so „fein“ sind, dass aus einem Gramm Seidenfaden 200 Meter Garn geworden ist. Anders ausgedrückt: Aus fünf Gramm wird ein Kilometer Garn. Kaum vorstellbar: Mit 200 Kilogramm dieser Güte lässt sich der Globus einmal umspannen. Eine solche Qualität schafft keine andere Spinnerei. Das gehört zu dem, was die internationalen Kunden mit „Swissness“ bezeichnen – zuverlässige Qualität auf höchstem Niveau. Dazu gehört ebenfalls das ungeheuer saubere Arbeiten in den Spinnereien. Dadurch wird verhindert, dass die gesponnenen Fäden durch andere Fasern verunreinigt werden. Ausserdem sind bei den Camenzinds noch einige betagte Maschinen im Einsatz, die es heute gar nicht mehr gibt, obwohl nur sie den Garnen ein Finishing geben können, das ihren unnachahmlichen Glanz ergibt. All das erklärt, weswegen die feinsten Seidenwebereien Europas „Swiss Mountain Silk“ in Gersau ordern.

Falls sich übrigens der belesene Leser fragt, ob die Gersauer Camenzinds etwas mit dem Buch „Peter Camenzind“ von Hermann Hesse zu tun haben, dem erklärt Mathias Camenzind: „Gersau ist sozusagen die Urzelle aller Camenzinds. Wer Hesses Buch genau liest und Gersau kennt, sieht einige sehr deutliche Parallelen.“

Womit wir wieder am Anfang der Geschichte sind: Die Geschwister Camenzind sind eine echte Entdeckung! 🍷



HAUPTSPONSOR

**Schwyzer Kantonalbank** **SWISSLOS**

---

01 PFÄFFIKON

**SWISS CASINOS** **Cevian Capital** **CGS MANAGEMENT**

---

02 WOLLERAU

**MIT-GROUP** **PRO MAN**

---

03 LACHEN

**GUTENBERG** **KÜHNE-STIFTUNG** **KÜHNE + NAGEL**

---

04 SCHINDELLEGI

---

05 EINSIEDELN

**STEINEL Solutions** **NEUROTH**

---

06 STEINHAUSEN

---

07 KÜSSNACHT

**Christen** **GARAVENTA**

---

08 GOLDAU

---

09 LAUERZ

**schaubrennt Z'GRAGGEN** **VICTORINOX**

---

10 IBACH-SCHWYZ

---

11 SCHWYZ

**Mattig-Suter und Partner Schwyz** **Felchlin**

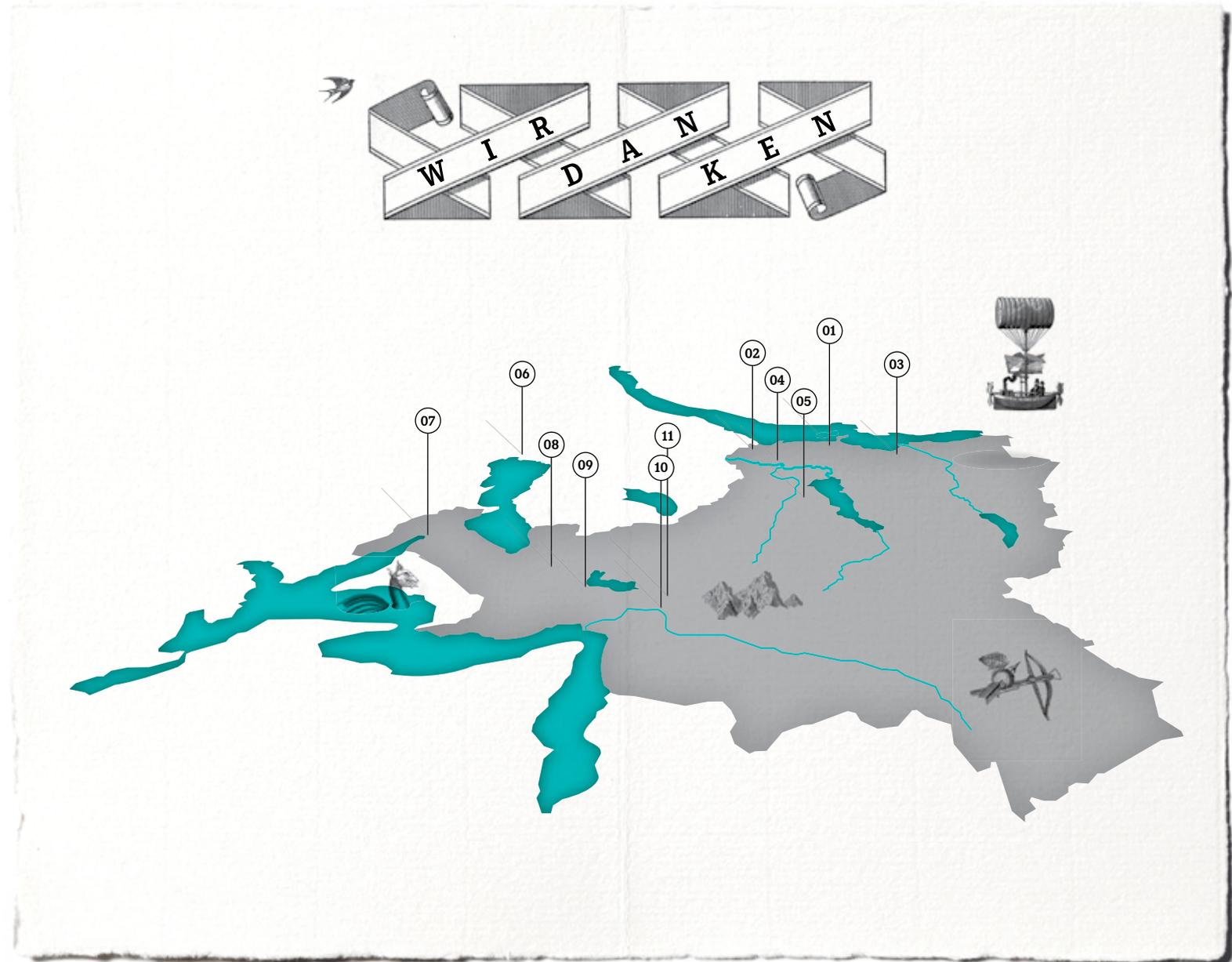
**Schwyz** **CONVISA** **teILCO**

---

NEU DABEI

07 KÜSSNACHT

**kost** Inspiration Holz



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | CEVIAN CAPITAL · Investment Advisory · Pfäffikon | CGS MANAGEMENT · Private Equity · Pfäffikon | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | KÜHNE + NAGEL INTERNATIONAL AG · Logistik- und Transportunternehmen · Schindellegi | KÜHNE STIFTUNG · Schindellegi | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wollerau | →

NEUROTH - HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | SCHAUBRENNEREI Z'GRAGGEN · Brennerei · Lauerz | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | TELLCO AG · Anlage- und Vorsorgelösungen · Schwyz | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz | NEU | KOST HOLZBAU AG · Küssnacht